Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 49 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 3. Dezember 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Bauer und Arbeitsmaid sind gute Freunde geworden Foto: Fritz Carl

Hilfe leisten . . .

Das ist nun schon ein altgewohntes Bild: Neben dem Bauern, dessen Antlitz und Gestalt Wetter und Arbeit gezeichnet, neben der Bäuerin und dem alten Knecht geht die Arbeitsmaid. Man sieht ihr noch die „Neue" an, gewiß. Sie ist aus der Stadt. Ihre Sprache verrät eine ferne Heimat . . .

Aber ihre Hände sind schon rauh und härter geworden von Wind und Regen und Erde, und über ihr Gesicht legt sich die gesunde Bräune, die die Landluft bringt. Aber ihre Augen strahlen Glück und Zufriedenheit. Daß sie mitanpacken darf, daß sie Hilfe leisten kann . . .

Nein, leicht war das nicht immer. War kein bloßer Spaß, nicht nur Vergnügen! Das Land hat andere Lebensverhältnisse als die Stadt. Aber gerade daß sie sich darin gefunden hat, daß sie das Schöne, Große Ursprüngliche im Leben des Landvolkes begriffen hat, das hat ihre Freunde gebracht, die Herzen geöffnet. Und nun ist sie fast schon eine von ihnen. Der gute Wille und die Arbeit haben das geschafft. Die Bereitschaft, Hilfe zu leisten . . .

*

Es ist nicht nur die Arbeitsmaid im schlichten grauen Kleid. Vielhundertfach sind heute die Gelegenheiten, bei denen wir Menschen Hilfe leisten sehen. Männer, Frauen, Knaben, Mädchen. Der Mann, der sich schon für seinen Lebensabend eingerichtet hatte, werkt wieder für den Sohn, der nun im Felde steht. Die Frau führt mutig und klug ihres Mannes Geschäft. Der Junge geht für die Mutter einkaufen. Das Mädchen näht und flickt und wäscht für die Soldaten. Es gibt wohl keinen in der Heimat, der nicht eine Hilfeleistung vollbrächte. Ohne Aufhebens, ohne große Worte, selbstverständlich, gewissenhaft. Alle großen Dinge werden schweigend getan. Der Krieg draußen. Die Pflicht in der Heimat. Das ist gut so. Das kennzeichnet ihren Wert und ihre Kraft.

*

Uns ist es nichts Neues, Hilfe zu leisten. Es ist nichts, wozu uns erst der Krieg gezwungen hätte oder was wir nur auf die Dauer des Krieges auszudehnen gedächten. Wir haben es auch im Frieden gelernt und wissen, daß es die hervorstechende Eigenart volksgemeinschaftlicher Haltung sein muß, immer bereit zu sein, einzuspringen, Hilfe zu leisten. Und nicht nur, wenn es Vergnügen macht, wenn es hohe Ehren oder Geld einbringt. Das macht die Tat nicht rühmenswert. Hilfe leisten dann, wenn es erforderlich ist, sofort, ohne Zögern, und so wie es notwendig ist, das kennzeichnet die Einstellung. Ob alle die Tat sehen oder ob sie im Stillen geschieht, ob sie ein Mann vollbringt oder eine Frau, das ist ja gleich. Wenn nur nie einer allein steht in irgend einer Not. Wenn nur nie einer zögert, zu Hilfe zu eilen! Dann wird es nichts geben, was unsere Kraft brechen, unseren Sieg verhindern könnte! Lk.

Glückliche Hände

Von Josef Robert Harrer

Die Bürozeit ging dem Ende zu; Irene hatte ihre Aufgaben erledigt. Nun saß sie vor dem Telefonapparat, der ausnahmsweise seit einer Viertelstunde schwieg.

Sie war ein hübsches Mädchen, schlank, jung und trotz einer gewissen Verspieltheit ihrer Gefühle doch von großer Sehnsucht nach einem wahren Erlebnis erfüllt.

Irene besah sich ihre schönen Hände. Ein verliebter Junge hatte ihr vor kurzem gesagt: „Sie haben glückliche Hände!"

Glückliche Hände! Irene dachte an diese Worte und lächelte. Und plötzlich schoß es ihr durch den Kopf: Ich will es versuchen!

Mit dem Daumen der linken Hand, dann der Reihe nach mit dem kleinen Finger, mit dem Ring-, dem Mittel-, dem Zeigefinger und mit dem Daumen der rechten Hand stellte sie, sich auf das Glück ihrer Hände verlassend, eine Nummer ein. Sechs Finger hatten die Möglichkeit, Irene mit einer glücklichen Nummer zu verbinden.

Eine Männerstimme meldete sich undeutlich. Irene schloß die Augen, während sie sagte: „Ich sehe Sie nicht!"

„Ich sehe Sie auch nicht! Aber Sie haben eine schöne Stimme! Wer sind Sie?"

„Ich? Ein junges Mädchen!"

„Ein junges Mädchen! Wunderbar! Ein junges Mädchen huscht wie ein Sonnenstrahl in meine dunkle Einsamkeit! Woher haben Sie die Nummer?"

„Von niemanden! Meine Finger haben wahllos eine Nummer eingestellt! Jemand sagte mir kürzlich, ich hätte glückliche Hände!"

„Ja, ich küsse diese Hände, jeden Finger küsse ich! Wenn nur ein einziger Finger sich geirrt hätte, wären Sie jetzt vielleicht mit einer mürrischen Alten oder mit einer steifen Behörde oder mit einem Insektenpulverfabrikanten verbunden!"

Irene lachte.

„Vielleicht sind Sie selbst ein solcher! Aber Sie zürnen mir doch nicht, weil ich Ihnen Ihre Zeit raube? Ich freue mich, daß meine Hände mich nicht mit einem Menschen verbanden, der mich anbrüllt. Und jetzt will ich Sie nicht länger stören, sondern —"

„Dageblieben, Fräulein!" unterbricht sie die Männerstimme. „Ich bitte Sie: Plaudern Sie weiter! Und dann verraten Sie mir Ihren Namen und sagen Sie mir, wo ich Sie persönlich kennen lernen kann!"

„Ausgeschlossen!"

„Ihre Nummer wenigstens geben Sie mir! Oder noch besser, ich gebe Ihnen meine Nummer, damit Sie, wenn Sie ein paar Minuten Zeit haben, mit ihrer schönen Stimme einem Einsamen Freude machen können! Bitte, notieren Sie! Meine Nummer —"

Da wurde durch irgendeinen Zufall die Verbindung unterbrochen.

„Hallo, hallo!" Nichts, sie antwortete nicht. Irene: „Hallo!" . . . Nichts, kein Wort mehr! Da schüttelte Irene den Kopf. Aus, eigentlich schade! . . .

Während Irene diese kleine Telefonepisode bald vergessen hatte, suchte Peter eine Möglichkeit, das unbekannte Mädchen mit der schönen Stimme und mit den glücklichen Händen ausfindig zu machen. Stundenlang grübelte er, dann griff er zur Feder und schrieb eine kleine Geschichte „Glückliche Hände", seine erste Kurzgeschichte! Das von Irene in ihrer Verspieltheit einem Unbekannten geschenkte Erlebnis machte diesen Menschen zum Dichter, wobei wir aber diesen Ausdruck nicht zu wörtlich nehmen wollen: nicht zum großen Dichter, sondern zu einem jener kleinen Dichter, besser gesagt, Schriftsteller, die imstande sind, mit ihren anspruchslosen Geschichten den Lesern der Zeitungen und Zeitschriften gar oft eine Brücke über den grauen Strom des Alltags zur Paradiesesinsel der befreienden Kunst zu bauen.

Peters „Glückliche Hand" hatten einen märchenhaften Schluß, der das Mädchen mit dem Unbekannten zusammenkommen ließ. Nachdem sie nämlich tausendmal oder noch öfter ihre Finger eine zufällige Nummer hatte wählen lassen, erreichte sie eines Abends doch wieder die Nummer. So gab es ein schönes Ende. Wie man sieht, eine eigentlich rührselige kleine Geschichte, die aber von den Mädchen gerne gelesen wurde. Manche Zeitung und Zeitschrift druckte die „Glücklichen Hände" nach, so daß Peter durch die Telefonepisode wenigstens zu einem materiellen Vorteil kam, wenn ihn auch das Glück des Zufalls, was die Liebe betraf, im Stiche ließ.

Und nun ergriff viele junge Mädchen, die diese Geschichte gelesen hatten und die irgendwo Telefondienst machten, die Manie, es gleich dem Mädchen aus der Geschichte zu versuchen. Es gab unzählige wahllose Nummerneinstellungen, wobei natürlich die andere Seite nicht immer für den Anruf eines unbekannten Mädchens so empfänglich war wie seinerzeit Peter. Allerdings fanden etliche Mädchen zu Gefährten ihrer Gefühle, und eine Menge von Liebesstunden hatte ihr Entstehen nur den „Glücklichen Händen" zu verdanken. Viele andere Mädchen aber kamen zur Ueberzeugung, daß es im Leben doch meist anders zm kommen pflege, als in den schönen Geschichten, die man las. Und die Manie, die eine Zeitlang so beängstigende Formen angenommen hatte, daß die Zeitungen Aufrufe veröffentlichten, man möge solche Scherze unterlassen, die Manie legte sich allmählich von selbst, wie es ja bei allen Dingen der Mode zu sein pflegt.

Unserer Geschichte fehlt die Pointe. Wir müssen also zu Irene und Peter zurückkehren. Ueber Irene hat unsere Geschichte nichts zu erzählen; Irene hat längst schon andere Aeußerungen ihrer Verspieltheit gegeben. Für sie ist die Telefonepisode eine vergessene Sache. Was Peter betrifft, so hatte er im stillen gehofft, daß auch die Unbekannte seine Geschichte lesen und sich bei der Schriftleitung der Zeitung nach seiner Adresse erkundigen werde. Aber Irene hatte ja die Geschichte gar

nicht gelesen. Dafür erhielt Peter durch Vermittlung der Zeitschrift mehr als dreihundert Zuschriften, die alle mehr oder weniger den gleichen Inhalt hatten wie der Brief eines Fräuleins Hilde, das schrieb:

„Sehr geehrter Herr! Bewunderter Dichter! Wie staunte ich, als ich Ihre Geschichte „Glückliche Hände" las! Welch herrlicher Zufall! Ich darf es ja jetzt gestehen, daß ich die Unbekannte bin, die Sie angerufen hat. Ich bin das Mädchen mit den glücklichen Händen. Wenn Sie mich wirklich kennen lernen wollen, so etc . . ."

Nein, Peter wollte keine einzige dieser Damen kennen lernen; denn er wußte: seine Unbekannte war bestimmt nicht darunter.

Und als ein besonders schlaues Mädchen seine Telefonnummer herausbekommen hatte und ihn anrief und mit flüsternder Stimme sagte: „Kennen Sie mich, Peter? Seit Wochen versuche ich, mit meinen glücklichen Händen wieder die Nummer einzustellen, die ich damals wahllos fand. Welches Glück! Jetzt ist es mir gelungen. Ich — — —" da hörte Peter erst gar nicht mehr zu Ende. Er hing ab. Und war traurig . . . ein ganz klein wenig traurig . . .

Münchhausen auf Rügen

Anekdote von Ferdinand Silbereisen

Der greise Wirt auf Stubbenkammer, bereits vor Jahren gestorben, war eine berühmte Persönlichkeit auf Rügen und in Vorpommern. Das Volk nannte ihn den „alten Behrend". Er war sechs Fuß hoch, hatte einen langen weißen Bart, dichtes Haupthaar und eine vornehme Wesensart.

Seine Gäste hatten bei ihm stets das Gefühl, als ob er sie aus Gefälligkeit und Höflichkeit bewirtete. Er war ein gerader und zuverlässiger Charakter, der sich in seinem Handel und Wandel streng an die Wahrheit hielt. Hatte er aber an der Tafelrunde seiner Gäste den Ehrensitz eingenommen, kam der Geist Münchhausens über ihn, und er geriet ins Spinnen. Ohne Schonung von Rang und Stand band er seinen Gästen mit der ehrbarsten Miene von der Welt die fürchterlichsten Bären auf.

Ganz zufällig, wie immer, begann Behrend eines Abends mit etlichen Tischnachbarn ein Gespräch. Er erzählte, daß der alte Messingteekessel auf dem Eckspind noch ein Geschenk Peters des Großen an den kühnen Seeräuber Störtebecker sei; dann von der „ledernen Kanone", die der Schwedenkönig Karl XII. auf Stubbenkammer zurückgelassen habe, als er vom Königsstuhl aus die Seeschlacht der dänischen und schwedischen Flotte beobachtete. Diese Kanone sei einer der ältesten Hinterlader und aus einer Reihe abgetragener Stulpenstiefel gefertigt worden, als den Schweden bei der Belagerung von Stralsund das metallene Geschützmaterial zu fehlen begann.

Nun horchten auch die übrigen Gäste auf und erkundigten sich näher nach der seltsamen Lederkanone. Bald beherrschte Behrend das ganze Gespräch mit seinen merkwürdigen Mitteilungen und Erfahrungen, die er in seinem weltvergessenen Winkel gemacht haben wollte. Großes Aufsehen rief seine Erzählung von den gezähmten Seehunden hervor, die er in einem Stalle an dem Fuß der Klippe dicht an der Ostsee beherberge. Seine Seehunde seien so gut dressiert, daß sie die ihm gehörigen Fischerboote an Land zögen, die Raubfische von den Lachsfängen verjagten, die Heringe vom Meer in die Stellnetze an der Küste trieben und ihre eigenen ungezähmten Kameraden von den Gründen, denen sie als große Fischräuber gefährlich werden, in die Tiefe der Ostsee zurücktrieben.

Da erhob plötzlich ein kleiner dicker Herr mit Borstenkopf seine Stimme und sagte sanft, aber nachdrücklich: „Gezähmte Seehunde . . . Das will noch gar nichts sagen . . . ich habe zu Hause einen zahmen Lachs. Wenn meine Frau ihr Taschentuch ins Wasser wirft und ruft: „Hans, bring wieder!", dann apportiert dieser Lachs sofort das Tuch. Allerdings habe ich den erst sehr scheuen Fisch von klein auf persönlich aufgepäppelt; er war nämlich im zartesten Alter zur Waise geworden. Jetzt ist er aber so zahm, daß er jeden Morgen an unser Frühstückszimmer heranschwimmt (wir wohnen nämlich dicht beim Wasser), mit der Rückenflosse an die Fensterscheibe klopft und sich seine Kaffeesemmel ausbittet!"

Einen Augenblick herrschte starres Entsetzen an der ganzen Tafel, im nächsten Augenblick aber brach ein unbändiges Gelächter los; nur der alte Behrend stand starr und stumm von seinem Armstuhl auf, schleuderte einen wütenden Blick auf den Konkurrenten im Aufschneiden und sagte mit bebender Stimme: „Mein Herr, dann kennen Sie wohl die Geschichte von den . . . Aalen?"

„Ich weiß nicht, welche", erwiderte höflich sein unerschütterliches Gegenüber. „Meinen Sie vielleicht die, wie die Rügener Fischer wasserdichte Strümpfe ohne Naht aus Aalhäuten gewinnen? Man fängt zwei armdicke Aale, nagelt sie lebendig mit dem Schwanz an einen Türpfosten, macht den Aalen einen Schlitz zwischen die Augen und kitzelt sie so lange, bis sie durch diesen Schlitz lebendig aus der Haut fahren. Die zurückbleibende Haut gibt sodann prächtige wasserdichte Fischerstrümpfe ohne Naht."

Es war wohl das erste Mal, daß der in Ehren und Lügen grau gewordene Gasthofbesitzer seinen Mann fand, der ihm im „Spinnen" über war. Mit einem kräftigen Faustschlag auf den Tisch fragte der alte Herr seinen Gegner, mit wem er denn eigentlich die Ehre habe.

„Mein Name ist — Fritz Reuter!" lautete die Antwort.

Nur wer weiß, welch unglaubliche Volkstümlichkeit der berühmte plattdeutsche Dichter einst genoß, kann sich denken, welch freudige Erregung sich der Gäste bemächtigte, als sie erfuhren, daß sie Fritz Reuter in eigener, leibhaftiger Person vor sich hätten. Der älteste beste Rotwein wurde aufgefahren, und Behrend zog die „Spendierhosen" an.

Am nächsten Morgen fuhr der Fremde früh ab. Selbstverständlich wurde dem Dichter keine Rechnung überreicht. Als er fort war, eilte Behrend zum Fremdenbuch, um das kostbare Blatt mit Reuters Namen unter Glas und Rahmen zu legen. Aber da stand nicht: „Fritz Reuter, Schriftsteller aus Eisenach", sondern: „Fritz R., Weinreisender aus Lübeck." . . .

Thea Albas Wunderhände

Nur allzu gern möchten wir, wenn wir Eile haben, zwei dringende Briefe auf einmal schreiben, aber das geht halt nicht, denn schließlich haben wir nur eine Hand, nicht wahr? Nein, wir haben zwei Hände, nur haben wir es nicht gelernt, sie gleichzeitig zu einunddemselbem Zweck zu gebrauchen, das heißt, was die Fertigkeit des Schreibens betrifft. Denn schließlich vollführen ja nicht die Finger allein die Kunst, Buchstabe um Buchstabe niederzusetzen und sie zu Wörtern und sinngemäßen Sätzen zu formen, sondern auch das Gehirn hat da gewaltig mitzureden. Und das ist eben beim Schreiben nur auf eine Hand eingespielt. Daß man aber seinen Willen durch lange Uebung auf das Unmöglichscheinende konzentrieren kann, zeigt uns eine Künstlerin, die gegenwärtig in einem Berliner Varieté durch ihre verblüffenden Leistungen berechtigtes Erstaunen erregt.

Thea Alba vermag nicht nur mit zwei Händen zwei verschiedene Briefe zur gleichen Zeit abzufassen, sondern dazu noch einen dritten zu diktieren, wobei sie sich sogar dreier Sprachen bedient. Aber das ist noch lange nicht alles. Sie steckt an jeden ihrer zehn Finger je einen Schreibstift und schreibt damit zehn verschiedene Zahlen zur gleichen Zeit. Für diese Frau „mit den vielen Gehirnen" ist es dabei eine Kleinigkeit, mit Windeseile einen Satz mit der linken Hand nach rückwärts zu schreiben, aber probieren Sie einmal das gleiche nur mit Ihrem Namen! Und Thea Alba macht sich förmlich einen Spaß daraus, sich an ein Klavier zu setzen, mit der rechten Hand einen Walzer und mit der linken einen Polka zu spielen, während es ihr nebenbei noch gelingt, irgendein Lied dazu zu singen.

Wo überall diese Künstlerin schon aufgetreten ist — und sie hat seit 17 Jahren bereits die halbe Welt bereist — begegnete sie nur Kopfschütteln und Verblüffung, wobei sie immer wieder auf die Annahme stieß, daß sie mit einem geschickten Trick arbeite. „Nein, ich bin keine Zauberkünstlerin, sondern habe mir meine Kunst zäh erkämpfen müssen", erzählt uns Thea Alba, „wenn sich auch die Fähigkeit zu dieser Fingerfertigkeit bei mir schon früh genug bemerkbar gemacht hat. Ich war als Kind sehr zerstreut, dachte zur gleichen Zeit an hundert verschiedene Dinge und habe natürlich in der Schule damit meine liebe Not gehabt. Aber in Geschicklichkeitsspielen und Konzentrationsaufgaben war ich damals schon eine kleine Meisterin, bis man mir riet, dieses Talent weiter auszubauen. Das hab ich denn auch befolgt. In Bremerhafen macht ich auf einer Bunten Bühne den ersten schüchternen Versuch, ein zweiter folgte in Hamburg, und dann ging es gleich auf eine Turnee durch ganz Amerika". Man nennt Thea Alba die Einmalige, und in der Tat hat sich bisher noch kein zweiter Mensch gefunden, der ihre staunenswerten Fähigkeiten in dieser Vollendung nachahmen könnte.

„Aber Stella, liebe Stella . . .!"

Von Bastian Schneider

„Dieser Elende!" murmelte Frau Stella, vor dem Spiegel halt machend und trotz der schlechten Laune ihrem Spiegelbild wohlgefällig zunickend. „Dieser Elende . . . mich so zu hintergehen!"

Sie betonte das Wörtchen so, dehnte es, drückte das grenzenlose Leid einer verlorenen Welt damit aus und streifte sich zwischendurch ein störendes, tizianrotes Löckchen aus der Stirne.

„Mich hintergeht er . . . Mich! . . . Das hat man davon, wenn man auf die Treue eines Mannes baut . . . Oh — ich könnte weinen — weinen könnte ich!"

Aber Frau Stella beließ es bei der Absicht, denn Emotionen verderben den Teint und außerdem hatte sie das neue, zu ihrem Haar passende Rouge aufgelegt, das zu versuchen ihr die Schönheitspflegerin geraten hatte, ganz abgesehen davon, daß Tränen, ohne Zeugen vergossen, absolut unwirksam sind.

Sie fuhr herum und sah den eintretenden Gatten mit einem Blick der allertiefsten Verachtung an.

„Oh — was sehe ich, Schatz!" rief Fred gutgelaunt. „Blendend, deine neue Frisur!"

„Heuchler!" zischte Frau Stella. „Du Heuchler!"

„Stella!"

„Glaubst du, daß ich noch einmal auf deine verlogenen Zärtlichkeiten hineinfalle!?"

„Noch einmal? . . . Ich wüßte nicht . . ."

„Versuch nur nicht, dich herauszureden zu wollen . . ."

„Kind . . ."

„Wie heißt sie?"

„Wer?"

„Sie!"

„Ich kenne keine Sie!"

„Natürlich!" warf Frau Stella den Kopf in den Nacken und versuchte es mit einer Pose grenzenloser Verachtung. „So sind die Männer alle!"

„Stella, du redest wie eine dreimal geschiedene Frau!" scherzte Fred. „Nach einem Jahr glücklicher Ehe hat man noch keine Erfahrung!"

„Das nennst du eine glückliche Ehe?" vibrierte ihre Stimme, und plötzlich war das Rouge vergessen und die Tränen schossen ihr in die Augen. „Oh — ich — ich bin so unglücklich!"

„Stella!" rief Fred besorgt. „Was soll das wieder?"

„Weg von mir — ich hasse dich, ich verabscheue dich, ich will nichts mehr wissen von dir . . ."

Fred stand ratlos, suchte nach Worten und fand keine, suchte sich klar zu werden über seine Schuld und konnte nichts finden.

„Schatz", sagte er verdutzt, „erkläre mir —"

„Ich will nichts erklären . . . ich will überhaupt nichts wissen von dir — ich will fort von dir, du Ungeheuer!"

„Jetzt wird es mir aber zu bunt!" empörte sich Freds Unschuldsgefühl. „Grundlose Szenen dulde ich nicht!"

„Und daß du mich hintergehst, daß du eine andere liebst —"

„Ich?"

„Jawohl du! Und ich will wissen — wie sie heißt?"

„Ich schwöre dir . . ."

„Schwöre nicht . . ." Frau Stella zog ein Blättchen Papier aus dem Ausschnitt ihres Kleides, entfaltete es und hielt Fred ein langes, blondes Haar unter die Nase. „Da — da —! Leugnest du jetzt auch noch?"

„Das —" riß Fred die Augen auf.

„Das hab ich auf deinem Rockkragen gefunden . . . Vor einer halben Stunde . . . Ein — blondes — Haar? . . . Jetzt gestehe — dieser Schuldbeweis —"

„Ein blondes Haar!" lachte Fred froh und glücklich auf.

„Du lachst — du kannst lachen?"

„Stella — Süßes — Kleines", er zog die Verdutzte lachend an sich und sah ihr in die nassen Augen. „Kind, wie kann man nur . . . Hast du so rasch vergessen — daß du gestern noch blond gewesen bist?"

Wandernde Tierwelt

Von Alexander v. Steinmeister

Merkwürdig und unerforschlich ist der Wandertrieb einiger Tiere. Vor Beginn der Wanderung scheint sich ihrer eine große Unruhe zu bemächtigen. Eine anschwellende Bewegung geht durch die Reihen und endlich, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, beginnt der Marsch unaufhaltsam vorwärts, unbekannten Zielen entgegen.

Sogar unsere heimatlichen Kohlweißlinge ergreift manchmal die Wanderlust. Vor einigen Jahren beobachtete man in Pommern ein zauberhaftes Bild. Tausende von Kohlweißlingen durchschwirrten die Luft und ließen sich dann am Ufer eines großen Sees auf dem Schilf nieder. Es war, als wenn ein weißer Blütenregen auf die Schilfdolden herabgerieselt wäre. Nach kurzer Zeit stiegen sie wieder in die Luft. Sie hoben sich einige Meter empor und schwebten dann dicht über dem Wasserspiegel dahin gleich einem Elfenreigen; bis in die Dämmerung hinein dauerte der Reigen, dann hob sich der Schwarm und entschwand.

Auch die Raupen des Kiefernspinners ziehen oft auf große Wanderungen. Sie vereinigen sich zu mächtigen Zügen, die sich endlos am Boden dahinwälzen. Eine derartige Unmenge brachte sogar einmal einen Eisenbahnzug zum Stehen. Die Räder der Lokomotive hatten die Raupen zerquetscht. Ihr öliger Lebenssaft hatte die Schienen so eingefettet, daß die Räder keinen Halt fanden, da die glitschige Substanz jede Reibung verhinderte. Erst nach einem reichlichen Bestreuen der Schienen mit Sand konnte der Eisenbahnzug seine Fahrt fortsetzen.

Noch erstaunlicher ist der Zug des Heerwurmes (Larve der Heerwurmtrauermücke). Diese Insekten vereinigen sich bekanntlich oft zu Millionen, um ihre Reise anzutreten. Der Anblick ist wunderbar: Unzählige zentimeterlange, durchsichtige weiße Würmer gleiten, ein viele Meter langes Band bildend, gespenstisch lautlos auf dem Waldboden dahin. Schon im Jahre 1603 wurden derartige Raupenmassen beobachtet. Die Chronik sagt hierüber folgendes: „In Schlesien ereignete sich ein schreckhafter Spuk. Eine furchtbare Schlange, aus unzähligen Würmern bestehend, kroch zum Entsetzen der Bevölkerung durch den Wald." — Spätere Chronisten berichten von dieser harmlosen Mückenlarve, die sich nur von modrigem Laub nährt, daß „kurz nach den Zügen des Heerwurmes Krieg, Pest und Mißwuchs über die Ortschaften hereingebrochen sei. Der Heerwurm sei stets Vorbote schreckhafter Ereignisse gewesen."

Den stärksten Wandertrieb aller Insekten haben aber zweifellos die Heuschrecken. Die ägyptische Wanderheuschrecke zieht schon ihm Larvenzustand. Die Bewegung geht unaufhaltsam nach einer bestimmten Richtung vor sich. Gewässer werden so überschritten, daß die Vordersten hereinstürzen und ertrinken. Aber die Leichen der mutigen Vorposten dienen den nachdrängenden als Brücke.

Die europäische Wanderheuschrecke richtete in früheren Jahrhunderten selbst in Deutschland großen Schaden an. 1569 drang sie über Bayern bis nach Frankreich vor. Auch 1693 brachen gewaltige Schwärme aus Ungarn und der Walachei in Deutschland ein, und die Historiker berichten, daß die Züge schwarzen Gewitterwolken geglichen haben, und daß das von ihnen erzeugte Geräusch dem Tosen eines in die Tiefe stürzenden Stromes ähnlich gewesen sei. In Breslau und Gotha wurden in Erinnerung an dieses schaurige Ereignis sogar Denkmünzen geschlagen. 1749 sollen sie in solchen Scharen eingebrochen sein, daß armdicke Baumstämme unter ihrer Last zerbrachen und die Sonne wie durch eine schwere Wolke verfinstert wurde.

Auch heute noch treten Heuschrecken in Aegypten und Palästina in großer Zahl auf, daß die Regierung Militär zu ihrer Bekämpfung heranzieht. Man läßt aus Flugzeugen giftige Gase über sie ausschütten und bekämpft die Larven mit Flammenwerfern.

Rätselhaft ist meistens die Ursache des Wandertriebes der Tiere. Oft wird Nahrungsmangel das Motiv der Ortsveränderung sein. Die Heuschrecken verlassen die kahlgefressenen Gegenden, um neue grüne Gefilde aufzusuchen. Unerforschliches Dunkel aber liegt über der Wanderung des Heerwurmes. Da diese Larve nur vom Waldboden ihre Nahrung aufnimmt, kann Futtermangel sie unmöglich zum Weiterziehen zwingen. Vielleicht will der Heerwurm günstige Plätze zur Verpuppung aufsuchen. Der Hauptgrund für die Insektenwanderung ist vielleicht auch in der fortschreitenden Kultivierung des Bodens durch die moderne Land- und Forstwirtschaft gegeben. Das Vordringen der menschlichen Kultur, das schon so viele Tierrassen und Tierarten in den Tod getrieben hat, verdrängt auch die Insekten von ihren gewohnten Standplätzen und treibt sie der Vernichtung entgegen.

Der geköpfte Regenwurm

Der Mensch, der im wörtlichsten Sinne seinen Kopf verliert, hat keine Möglichkeit mehr, einen neuen zu finden, und er ist zugleich mit dem Verlust seines Kopfes genötigt dem irdischen Dasein zu entsagen. Anders verhält es sich mit dem Regenwurm. Machen Sie ihm einen Kopf kürzer, und Sie werden finden, daß sich das Kopfende selbständig macht, während am Schwanzende ganz einfach — ein neuer Kopf wächst. Und nun begeben sich statt einem eben zwei Würmer in das Erdreich, um ihre wertvolle Umgrabearbeit zu leisten. Wie kommt das? Natürlich hat sich die moderne Naturforschung auch mit dieser Frage befaßt, und der amerikanische Zoologe Professor L. H. Hyman hat Tausende von Regenwürmern zerschnitten, um genau beobachten zu können, wie sich die einzelnen Hälften dann weiterentwickelten. Er kam hierbei zu recht interessanten und teilweise neuen Ergebnissen.

Wir sehen nach der Zerteilung des Regenwurmes zwei Tierchen davonkriechen, die scheinbar völlig gleich sind. Und doch ist der natürliche Prozeß, der mit den beiden Hälften vor sich geht, ein grundverschiedener. Dem Kopfende des Regenwurmes fällt es sehr leicht, seinen Körper um das Stück, das man ihm abgeschnitten hat, wieder zu verlängern. Denn es ist ja die natürliche Wachstumsart des Wurmes, dem Körper am hinteren Ende neue Abschnitte oder Ringe anzufügen. Anders verhält es sich mit dem sogenannten Schwanzende. Der Regenwurm ist nämlich nicht, wie man annehmen möchte, hinten und vorne gleich, und wenn auch Kopf und Schwanz kaum zu unterscheiden sind, so befindet sich doch nur an einer Stelle der Kopf mit dem Mund für die Nahrungsaufnahme und einem winzigen Stücklein Gehirn, das auch der Regenwurm braucht. Das abgeschnittene Schwanzende steht also vor der schwierigen Aufgabe, sich einen neuen Kopf anwachsen zu lassen, wenn es lebensfähig bleiben will.

Das gelingt nun durchaus nicht in allen Fällen. Es hängt mit dem Nervensystem des Regenwurmes zusammen, das im wesentlichen aus einem doppelten Nervengewebestrang an der Unterseite des Körpers besteht. Zerteilt man den Wurm so, daß seine hintere Hälfte größer ist, als die vordere, so fällt es dem Schwanzende leichter, einen neuen Kopf zu bekommen, denn die Nervengewebe, die das Gehirn neu zu bilden vermögen, sind mehr im Vorderteil als im Hinterende des Wurmes vertreten. Nimmt man jedoch die Teilung so vor, daß das hintere Ende kleiner ausfällt als das vordere, zeigt es sich, daß das Schwanzende infolge Mangels an Nervengewebe nicht in der Lage ist, einen neuen Kopf bezw. ein Gehirn zu bilden. Die unmittelbare Folge ist, daß dieses Wurmstück zugrunde geht. Wir sehen also, daß auch hier die Vorgänge in der Natur recht kompliziert sind. Vielleicht ist es die eigenartigste Entdeckung des Forschers, daß ein Regenwurm, den man nicht ganz zerschneidet, sondern ihm nur an verschiedenen Stellen den Nervengewebestrang durchtrennt, aus jedem dieser Einschnitte einen neuen Kopf herauswachsen läßt!

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

7. Fortsetzung

Alles weitere, was jetzt geschah, spielte sich so ungeheuer überraschend und schnell ab, daß später keiner der Anwesenden mehr eine richtige, geordnete Darstellung der Vorgänge geben konnte.

Pfeil sah jetzt nicht mehr die Dose an, aber dafür den Mann, der sie noch immer in der Hand hielt. Pfeils Augen waren zusammengekniffen, zwischen der Nasenwurzel stand eine tief eingegrabene Falte, die Backenknochen waren herausgetreten, als ob er etwas zermalmen müßte, und sein Atem ging hörbar. So stand er, etwas vornübergeneigt, als ob er angestrengt in die Ferne blicke oder fernen Stimmen lausche. Was hatte er sich noch früher gedacht? Peinlich wirkte dieser Amerikaner, wie eine Gestalt aus einem anderen, früheren Leben, wo er selbst, als Gott weiß was für ein Wesen, schon einmal gelebt und diesem da drüben begegnet sein mußte. Jetzt wußte Willy von Pfeil auf einmal, daß dieses Leben aus einer anderen Welt zwar schon sehr fern, aber doch in der Spanne seines eigenen Lebens lag.

Er sah durch diesen fetten, aufgeschwemmten Kerl mit dem gedunsenen, glattrasierten Gesicht und der eingedrückten Nase hindurch, und sah an seiner Stelle einen völlig anderen Mann. Der war sehr jung und schlank, hatte aber auch diese eingedrückte Nase, die niedrige Stirn, die unstet und flink blickenden Augen, das zurückfliehende Kinn und die krächzende Stimme. Nur trug er unter der Nase ein kleines, elegantes, gepflegtes Bärtchen, wie es damals die österreichischen Offiziere zu tragen pflegten . . . Oh! . . . Diesen jungen Mann mit dem Bärtchen hatte er sehr genau gekannt, diesen Schuft, diesen für vogelfrei erklärten Verräter und Mörder der Kameraden, der wahrscheinlich aber auch die Schuld an dem frühen Tod der Frau trug, die Pfeil in seinem Leben am meisten geliebt und — die er niemals vergessen hatte!

Alles dies war wie eine Vision, in Bruchteilen von Sekunden, an Pfeils Augen vorübergezogen, nein, vorübergerast, vorübergetobt! Schon einmal in seinem Leben hatte er die Reitpeitsche gegen diesen Menschen erhoben, sie dann aber voller Abscheu und Ekel von sich geworfen, weil er sich nicht beschmutzen wollte. Und noch immer hielt dieser Mann die Zigarettendose der Königsdragoner schändend in seinen schwammigen Händen, die Dose, die ihn im letzten Moment verraten hatte.

Mit einem Satz stürzte sich Pfeil jetzt auf den Amerikaner und riß dem Erstarrten die Dose aus der Hand! Dabei sprach er kein Wort, nur pfeifend stieß er den Atem zwischen den aufeinandergepreßten Zähnen durch. Klirrend ließ er die Dose zu Boden fallen und zerstampfte sie mit dem gespornten Stiefelabsatz im Sande.

Mister Kean war mit einem Schlag völlig nüchtern geworden und rang vergeblich nach Fassung. Die Hände hatte er abwehrend erhoben, den Mund geöffnet, als ob er schreien wollte, aber nur unartikulierte Laute kamen hervor.

Hochaufgerichtet stand Willy von Pfeil in der Uniform eines Rittmeisters der österreichischen Königsdragoner vor ihm, in der Uniform, die dieser Mann, als er noch nicht ein Mister Kean war, schmählich besudelt hatte. Pfeil wußte in diesem Augenblick nicht mehr, daß er diese Uniform ja nur für eine Filmrolle trug. Für ihn war plötzlich dies alles wirkliches Leben geworden, die furchtbare Fortsetzung seines früheren Lebens. Die dazwischen liegenden Jahre waren ausgelöscht und er war der vom Schicksal bestimmte Rächer des Vaterlandes und der Kameraden.

Ein Griff in die rückwärtige Hosentasche, und schon, ehe noch jemand der Umstehenden es überhaupt fassen oder zuspringen konnte, um Pfeil in den Arm zu fallen, krachten zwei Schüsse, ganz dünn, wie ein doppelter Peitschenknall, und Mister Kean, der Amerikaner, fiel vornüber auf das Gesicht und blieb regungslos liegen.

Keine Silbe hatte Pfeil gesprochen und keine Silbe der Amerikaner. Lähmendes Entsetzen lag über allen!

Eine kleine Pistole war Pfeils Hand entglitten, langsam hob er die zerstampfte Zigarettendose vom Boden auf, blies den Staub ab und betrachtete sie versonnen, dabei schien er überhaupt nicht zu wissen, was um ihn vorging.

Nach den Schüssen schrie eine Frau gellend auf, Marietta! Sie drängte sich durch die Menschen, stürzte sich auf Pfeil zu, hing auch schon an seinem Hals, schluchzte und rief:

„Um Gottes willen, nur ich bin schuld, nur ich!" Dann sank sie ohnmächtig zusammen. Peter Stohansl trug sie fort.

Vergebens bemühte man sich um den Amerikaner, aber jede Hilfe war vergeblich, er war tot, denn er hatte zwei Schüsse im Herzen.

Die Direktoren, Degenhardt, der Spielleiter, kurz alle, sprachen jetzt wirr durcheinander auf Pfeil ein. Der hob langsam die Hand, wischte durch die Luft, als ob er etwas verscheuchen wolle, sah mit vollkommen leeren Blicken die Umstehenden an, schnallte dann den Kinnriemen seines goldenen Helmes auf und fuhr sich über die Stirn. Sein Gesicht war noch starr, seine Bewegungen so langsam, als ob er schlafwandeln würde.

Laute Signale ertönten! Ein Rettungswagen und das Ueberfallkommando rasten heran!

Pfeil war jetzt erwacht und drückte Degenhardt, der mit Tränen in den Augen noch immer auf ihn einsprach, wortlos lange und warm die Hand.

Tatbestandsaufnahme der Mordkommission: Willy von Pfeil verweigerte den Beamten gegenüber bestimmt und ruhig vorderhand jede Aussage. Er bat nur, sich umkleiden zu dürfen, denn, wie er vollkommen gefaßt und überaus höflich zu den Herren der Polizei bemerkte:

„Sie werden mich ja jetzt wohl verhaften müssen!"

*

Mit zitternden Knien und unsicheren Händen mußte der Pförtner Lehmann etwa eine Stunde später die breiten Flügel des Gittertores der Filmstadt weit vor einem merkwürdigen Zug wieder aufschließen.

Zuerst kam die Reitereskadron herangeritten, um das Filmgelände wieder zu verlassen. Mit ernstem Gesicht ritt der Eskadronchef an der Spitze seiner Soldaten. Aber auch die jungen, vor kurzer Zeit noch übermütigen, fröhlichen Reiter waren total verändert und saßen wie aus Erz gegossen auf ihren Pferden.

Als der lange Reiterzug in die Gerade einbog, um das Tor zu passieren, ertönte wieder das laute Signal des Ueberfallkommandos. Der Eskadronschef kommandierte:

„Rechts aufschwenken, halt!", um den Wagen vorüberzulassen. Er selbst hielt vor der haarscharf ausgerichteten Front seiner Reiter, hob jetzt die Hand an den Schirm seiner Mütze und salutierte vor dem Wagen wie vor einem seiner hohen Vorgesetzten, denn in diesem Auto saß jetzt der ehemalige Rittmeister Willy von Pfeil, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens und des E. K. 1. neben einem der Polizeioffiziere. Die Reiter aber folgten dem Wagen mit den Augen, so, als ob ihr Eskadronschef die Ehrenbezeichnung „Augen rechts!" kommandiert hätte.

Lange sah der Pförtner Lehmann dem Auto und dem Zug der Reiter nach, bevor er dann langsam und sehr bedächtig das Tor wieder abschloß, das Tor, welches die Außenwelt von der Welt des Filmes trennt. Als er dann wieder seine Pförtnerwohnung betrat, warf ein plötzlicher sehr kräftiger Windstoß die Tür hinter ihm klirrend ins Schloß. Die Erschütterung war aber so heftig, daß die Rose Mariettas, die noch immer in dem Wasserglas auf dem Schreibtisch stand, mit einem Male vollkommen entblättert wurde. Kopfschüttelnd betrachtete der alte Lehmann den kahlen Stengel, sammelte dann fürsorglich die welken Blätter in die hohle Hand und verschloß sie wie eine teure Reliquie in der Schreibtischlade.

Arme Marietta, dachte der Pförtner, während er dies tat, und armer Willy von Pfeil! Warum hat dieser feine, ruhige Mann, den wir alle von Herzen lieben, das wohl getan?

Ja, warum wohl?

*

Ja, warum wohl? Darüber rätselten alle. Vor allem aber die sensationslüsterne Weltpresse, die sich des Falles natürlich sofort mit aller Gewalt bemächtigte.

Namentlich die amerikanischen Blätter berichteten in größter Aufmachung, in gesperrten Ueberschriften und riesigen Schlagzeilen, mit Text über die ganzen Seiten, über den

„Mord an Mister Kean!"

Sie nannten den Ermordeten einen hochverdienten Bürger der Vereinigten Staaten und einen bekannten führenden Mann der amerikanischen Filmindustrie, der in Europa als Opfer eines heimtückischen Verbrechens fiel. Sie verlangten sofortige Einleitung diplomatischer Schritte und schleunigste Ahndung dieses „feigen Verbrechens". Selbstverständlich wußten sie kaum einen Tag nach der Tat bereits alles und mit jedem Detail. Nur über die Motive der Tat waren sie sich noch nicht einig! Die Mehrzahl der Blätter sprach von einem Attentat aus „Rache" eines krankhaft ehrgeizigen Menschen, der es nicht verwinden konnte, daß Mister Kean nicht auch ihn sofort nach Amerika verpflichtet hatte. Die andern sprachen zwar auch von Rache, aber in erster Linie auch von Eifersucht auf eine, oder sogar auf zwei Frauen, Marietta und Käthe!

Pfeil selbst wurde als eitler Don Juan und gewissenloser Verführer gebrandmarkt.

Die Skandalblätter machten sich über seine Angabe nach der Verhaftung, es handle sich um eine „alte Abrechnung", nur lustig.

Eine alte Abrechnung? Zwischen zwei Menschen, die sich im Leben noch niemals gesehen hatten? Der Mörder Pfeil war nachgewiesenermaßen noch nie in Amerika gewesen, und der ermordete Mister Kean entstammte einer angesehenen amerikanischen Familie, wie von den Zeitungen einstimmig behauptet wurde. Und selbst wenn man diesem Märchen „von der alten Abrechnung" Glauben schenken wollte, warum schwieg dann völlig rätselhafterweise Herr Pfeil, anstatt sich zu entlasten?

Amerikanische Zeitungsreporter stellten neue Weltrekorde in der Ozeanüberquerung per Flugzeug auf, um ihren sensationshungrigen Lesern vom Ort der Tat brühwarm und ausführlich berichten zu können.

Die völlig niedergebrochene Marietta hätte selbst durch ihren Vertrag „mit allen Schikanen" niemals so blitzartig Weltruhm erlangen können, wie durch Pfeils schreckliche Tat. Aber auch Käthe Füßli, die kleine Komparsin, stand plötzlich im Brennpunkt des Weltinteresses. Sämtliche amerikanischen Zeitungen brachten bereits Mariettas und Käthes Bild in Großaufnahme und schrieben dazu:

„Dies sind die zwei Frauen, um derentwillen Mister Kean sein Leben lassen mußte!"

Darauf regnete es sofort Angebote von amerikanischen Konkurrenzfilmunternehmungen für Marietta und Käthe Füßli. Sie hätten, wenn sie nicht beide total glücklich gewesen wären und gar nicht daran dachten derartige Angebote anzunehmen, „gemachte Menschen" und wahrscheinlich in kurzer Zeit „Stars" in Amerika sein können. Trotzdem keine von beiden jemals einen Reporter empfing, erschienen tagtäglich stets wieder neue Interviews mit ihnen in den amerikanischen Blättern.

Die ganze Welt fieberte dem Sensationsprozeß entgegen.

Vorderhand aber blieb das Ganze tatsächlich noch immer ein Rätsel.

Nur für Marietta nicht! Für sie war es vollkommen klar, daß Pfeil aus übergroßer Liebe zu ihr, aus der Angst, sie zu verlieren, und aus Eifersucht den Amerikaner knapp vor seiner Abreise erschossen hatte. Darum liebte sie ihren Raubritter nur noch mehr und war verzweifelt, weil sie nur sich allein schuldig fühlte. Ganz kurz vor seiner Tat hatte sie ihn bei der Aussprache im Wäldchen noch bis zum äußersten gereizt. Jede Strafe wollte sie auf sich nehmen, wenn nur der Geliebte dadurch wieder freikommen könnte.

Willy von Pfeil aber schwieg! Er schwieg auch eisern vor dem Untersuchungsrichter und gab nur immer wieder an, daß die Motive zu seiner Tat in der Vergangenheit lägen und nicht das geringste mit den zwei Frauen zu tun hätten. Er habe den Amerikaner weder aus Rache noch aus Eifersucht erschossen, und dabei blieb er! Es half auch nichts, daß man ihm eindringlich vor Augen führte, daß sein hartnäckiges Schweigen ihn ungeheuer belaste.

Kein Mensch konnte ahnen, aus welchem Grund er schwieg, vielleicht hielt er es für unter seiner Würde, den Toten jetzt so zu zeigen, wie er bei Lebzeiten gewesen war, nur, um sich dadurch eine mildere Strafe zu sichern.

In seiner Zelle des Untersuchungsgefängnisses las Willy von Pfeil staunend den zerknitterten, blutbefleckten Zettel aus dem Meldeblock seines toten Kameraden von Zenck! Immer wieder las er die Worte, die einst vor langen Jahren die junge Zigeunerin Marikka prophetisch gesprochen hatte: „. . . ein toter Mann, du hast ihn erschossen . . ."

Nun war also auch dieser Teil der Prophezeiung furchtbare Wahrheit geworden, und weiter las er: „. . . Du wirst dann noch einmal glücklich werden . . . sehr glücklich sogar!"

Ja, das Leben ist unerforschlich und voller Mystik, dachte Pfeil.

Hier aber hatte die kleine Zigeunerin zum erstenmal geirrt, denn sehr glücklich war er bereits gewesen mit Marietta, an die er in dieser schweren Zeit viel und in tiefer Liebe dachte.

Wie sollte sich nun dieses Wunder vollenden, daß er noch einmal „sehr glücklich" werden konnte?

Der blutbefleckte Zettel des Meldeblocks aber verdoppelte seine Kraft und bestärkte ihn in seinem Entschluß, zu schweigen, wie es auch kommen sollte.

Sein Verteidiger hatte ihm bereits gesagt, daß seine Tat von der Staatsanwaltschaft nur als „Totschlag" und „im Affekt" begangen angesehen werden könne.

Willy von Pfeil war gefaßt und ganz ruhig!

Der Produktionsleiter Degenhardt aber war es gar nicht. Er fühlte sich mit Willy von Pfeil in aufrichtiger Freundschaft verbunden und kannte auch dessen makellose und berühmte Vergangenheit. Gerade deswegen bestand für ihn gar kein Zweifel, daß die Motive zu Pfeils Tat nur durchaus ehrenhafte sein konnten.

Als Produktionsleiter allerdings war Degenhardt verzweifelt, denn ob überhaupt und wann man diesen Film mit Pfeil vollenden konnte, stand vorderhand noch in den Sternen geschrieben.

Degenhardt wartete voller Unruhe und Besorgnis schon Woche um Woche, und aus den Wochen waren bereits zwei Monate geworden, bis dann eines Tages die Bombe platzte.

Die Staatsanwaltschaft erhob nämlich Anklage wegen „vorsätzlichen Mordes!"

Die Weltpresse schwelgte und überschlug sich in den wüstesten Schilderungen. Sie erklärte Willy von Pfeil bereits jetzt schon zum Tode verurteilt. Um ihren Lesern nichts vorzuenthalten, beschrieben die firsten Reporter sogar schon die Art, wie die Todesstrafe vollstreckt wird, d. h. mit dem Beil, und nicht so human wie in den Staaten mittels des elektrischen Stuhles. Sie verschwiegen allerdings, daß dieser „humane elektrische Strom" auch manchmal versagte, ja manchmal sogar, bei besonders kräftigen Konstitutionen, an der Körperoberfläche abfließt, so daß die „humane" Vollstreckung der Todesstrafe an den zitternden Opfern schon öfter einige Male wiederholt werden mußte.

Am liebsten hätte diese amerikanische Presse ihren Lesern schon Pfeils blutiges Haupt in ihren Morgenausgaben zum Frühstück serviert, leider aber war es noch nicht soweit, denn der letzte Akt dieser Weltsensation, die sich zu einer Tragödie auszuwachsen drohte, stand noch bevor.

Die Hauptverhandlung war endlich anberaumt worden.

*

Vor dem Justizgebäude wogte an diesem Tage eine unübersehbare Menge, trotzdem jeder ganz genau wußte, daß nur relativ wenige Einlaß finden konnten.

Auto an Auto rollte heran, eine Hundertschaft von Polizeibeamten mußte den Verkehr regulieren, der bereits in allen Zufahrtsstraßen zu stocken drohte. Es gab ja auch tatsächlich für die schaulustige Menge schon außerhalb des ernsten Gebäudes sehr viel zu sehen. Zum Beispiel alle Publikumslieblinge der flimmernden Leinwand fuhren schrittweise in ihren Autos durch die dicht gedrängten Menschen. Die Zeitungsberichterstatter aller ausländischen Blätter waren mit ihrer ersten Garnitur vertreten. Amerika hatte sogar einen offiziellen Beobachter entsandt, dem sich einige Diplomaten angeschlossen hatten. Ueberhaupt alles, was im öffentlichen Leben Namen und Geltung hatte, was sehen oder gesehen werden wollte, war zur Stelle.

Die Tonfilmwagen der Wochenschauen waren aufgefahren, um wenigstens den Auftakt zu dieser Tragödie filmen zu können, denn die Verhandlung zu filmen war leider verboten worden.

Der große Schwurgerichtssaal war so voll, daß selbst eine Stecknadel nicht mehr hätte zu Boden fallen können. Der Einlaß war bereits gesperrt, und nur wer sich mit einem besonderen Ausweis legitimieren konnte, wurde noch zugelassen.

Kaum jemand konnte sich daran erinnern, so viele schöne Frauen in duftigen, eleganten Sommertoiletten, so viele bedeutende und bekannte Männer des öffentlichen Lebens und der Kunst, ja selbst Vertreter der höchsten Staatsbehörden an diesem ernsten Ort versammelt gesehen zu haben.

Die Sensation war doppelt groß und stark, weil über diesem Prozeß ja noch immer ein Rätsel schwebte, was nun endlich gelöst werden sollte.

Ein dumpfes Summen und Brummen vieler gedämpfter Stimmen erfüllte den großen Raum.

Sehr viele waren zum erstenmal in ihrem Leben in einem Schwurgerichtssaal und erlebten diese ungewohnte Atmosphäre teils mit tiefem Ernst, teils, wie z. B. die meisten der Frauen, mit einer Art von wonnigem Grauen.

In den Reihen der Eingeweihten wurde flüsternd nur ein Thema erörtert: Wird Pfeil nun endlich sprechen oder sich weiter in sein unverständliches Schweigen hüllen? Jetzt, wo die Anklage nicht, wie allgemein erwartet, nur wegen Totschlag sondern wegen „vorsätzlichen Mord" erhoben worden war, jetzt mußte er sprechen! Jetzt ging es sogar um seinen Kopf!

Vorderhand konzentrierte sich das allgemeine Interesse auf die Reihe der Zeugen!

Da waren einige der führenden Direktoren der Filmgesellschaft, der Produktionsleiter Degenhardt, der Regisseur, der Aufnahmeleiter Peter Stohansl, einige Komparsen, ja selbst Beleuchter und Arbeiter vorgeladen, aber vor allem: Marietta und Käthe Füßli!

Man bemerkte allgemein sofort, daß beide Frauen sehr blaß und angegriffen aussahen. Marietta war sichtlich nervös und erregt, während Käthe, nach ihrer eben erst überstandenen schweren Krankheit vollkommen ruhig, ja beinahe statutenhaft unbewegt wirkte.

(Fortsetzung folgt.)

Zahnpasta
MARYLAN
ist genau so beliebt und wirksam wie die übrigen kosmetischen Erzeugnisse des Marylan-Vertriebes.

Im Kind verrät sich DER KÜNSTLER

Kinderzeichnungen großer deutscher Maler

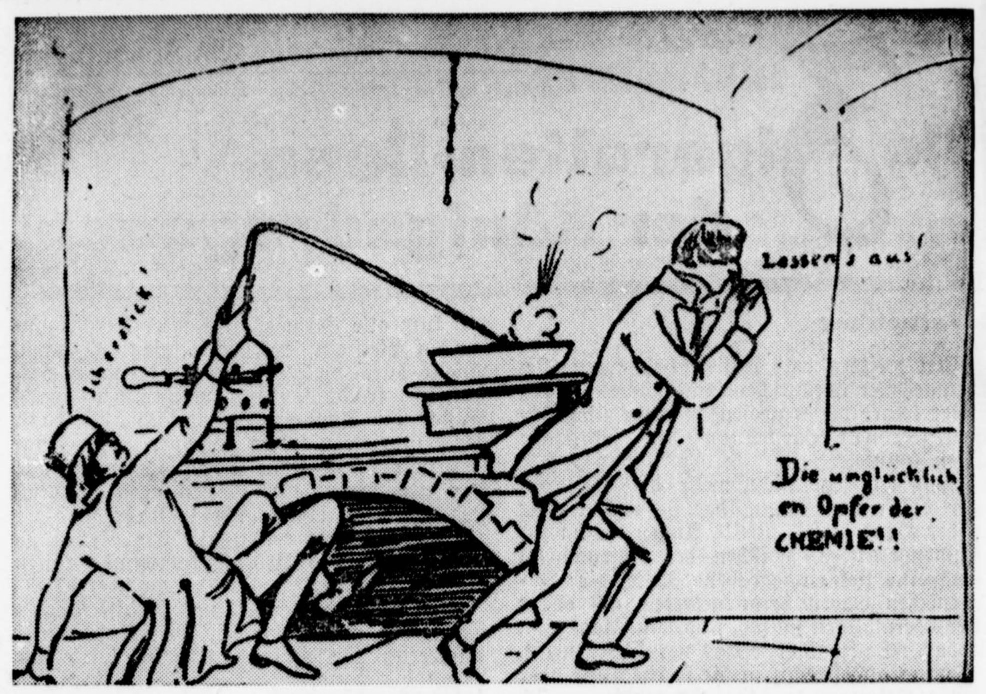
Wenn man das Wesen eines Menschen kennen lernen will, braucht man ihn nur nach seiner Kindheit zu fragen — auch bei den Malern ist das so. Die ersten Erlebnisse und Eindrücke von der Welt, Wesen und Weltanschauung, von Vater und Mutter, die ganze Atmosphäre des Elternhauses — das alles formt und bildet die Seele eines jungen Menschen und gibt ihm so Entscheidendes mit auf den Lebensweg, daß wir dort beginnen müssen, wenn wir uns mit dem großen Künstler von später vertraut machen wollen. Unter den großen deutschen Malern waren viele, die während ihrer Jugend manchmal recht seltsame Umwege zur Kunst machen mußten — aber sie erkannten trotzdem ihre Berufung und schufen teilweise schon sehr früh wunderbare Werke, in denen sich ihre schöpferische Persönlichkeit deutlich ausdrückte. Betrachten wir uns einige besonders aufschlußreiche Fälle dieser Art etwas näher.

Das Meisterwerk des Kindes
Dieses Selbstbildnis schuf Albrecht Dürer im Alter von 13 Jahren

Einer der größten deutschen Maler, Albrecht Dürer, erwähnt in den wenigen von seiner Hand erhaltenen Aufzeichnungen und Briefen oft seine Eltern und die Jugend; das jetzt in der Albertina zu Wien ausgestellte Selbstbildnis im Alter von dreizehn Jahren hob er sorgfältig auf und schrieb später darauf: „Dis hab ich aus einem Spiegel nach mir selbst conterfeyt im Jahre 1484, als ich noch ein Kind war". Albrecht Dürer war der dritte von achtzehn Kindern. Er half zuerst seinem Vater in der Werkstatt als Goldschmiedelehrling, was ihm gar nicht recht behagte, und kam erst mit sechzehn Jahren auf sein Drängen zu Michael Wolgemut, dem damals sehr angesehenen Nürnberger Maler, in die Lehre. Warum seine Eltern und sicher auch Meister Wolgemut endlich dem Wunsche, Maler zu werden, nachgaben, das können wir heute nicht zuletzt aus den erhaltenen Jugendzeichnungen ersehen. Sie beweisen, daß der Junge zweifellos schon als Kind ein großes Talent besaß, denn die Bilder zeugen trotz mancher Ungeschicklichkeiten von erstaunlichem technischen Können, wundervoller Eindringlichkeit und echter Liebe zur Kunst.

Die modernen deutschen Maler, über die wir hier noch berichten wollen, sind ganz anderer Art. Sie verleben ihre Jugend in einer Zeit, die uns so nahe ist, daß wir die Zeit leicht mit ihren Augen ansehen können und so überall Bekanntes und Verwandtes entdecken. Wer könnte sich z. B. nicht jene kleine süddeutsche Apotheke vorstellen, die uns der junge Spitzweg so treffend schildert? Auch die Eltern dieses Malers hatten große Bedenken gegen seine Absicht, Künstler zu werden. Spitzweg stammt aus einer begüterten Kaufmannsfamilie, die in einem kleinen Städtchen in der Nähe von München ansässig war. Künstler standen dort in nicht allzu hohem Ansehen. So kam es, daß der junge Spitzweg seine Laufbahn als Apothekerlehrling begann und es sogar zum wohlbestallten „Provisor" brachte. Der Vater starb frühzeitig, und da er seinen drei Söhnen ein nicht übermäßiges, aber auskömmliches Vermögen hinterließ, konnte sich der bisherige Provisor ganz den bisher nur in den Feierstunden ausgeübten künstlerischen Neigungen widmen.

Eine wesentlich andere Atmosphäre finden wir in dem Elternhaus Wilhelm Leibls. Die Mutter war eine herzensgute, treusorgende und besorgte Bürgersfrau, heiter, lebendig — eine rechte Rheinländerin. Der Vater war Kapellmeister am Kölner Dom und auch selbst schöpferisch tätig. Diesen Zwiespalt zwischen dem bürgerlichen Element und der tiefen Liebe zur Kunst hat Leibl während seines ganzen Lebens nicht ganz in sich vereinen können. Frühzeitig für eine Gelehrtenlaufbahn bestimmt, zeigt er recht bald eine recht eindeutige Abneigung gegen alles Wissens- und Verstandesmäßige und tritt — es sollte der Anfang einer Ingenieurlaufbahn werden — bei einem Schmied in die Lehre ein. Erst spät wird die künstlerische Berufung ernsthaft in Erwägung gezogen, obwohl sie sich schon frühzeitig erkennen ließ. So erzählt der Künstler später, daß er bereits in der Schule einen schwunghaften Handel mit Porträts seiner Mitschüler getrieben habe, wovon ihm jedes zwei Pfennig einbrachte. Alle heute noch erhaltenen Jugendarbeiten — so auch das Selbstporträt aus dem Jahre 1862 (eines seiner ersten Oelbilder) — zeigen ein einfaches Wesen, ein gerades Denken und Empfinden, das ganz den sichtbaren und fühlbaren Dingen der Welt zugewendet ist. Ist es nicht im Grunde derselbe Leibl, der später drei lange Jahre an seinem schönsten Bild, den „Drei Frauen in der Kirche" malte, der ein Porträt mit dem Abbild eines Auges begann?



Eine lustige Zeichnung des jugendlichen Spitzweg
„Die unglücklichen Opfer der Chemie" schrieb der Apothekerlehrling Spitzweg in diese karikierende Zeichnung. Fotos (3): Wissenschaftliche Pressezentrale

Interessant ist die Jugend Feuerbachs, die wir genau aus eigenen Aufzeichnungen des Künstlers und dem Briefwechsel mit seinen Eltern kennen. Alle Arbeiten aus seiner Kindheit tragen den Stempel einer feinen, fast überzarten Empfindung und Frühreife an sich. Auch aus Jugendbriefen des Künstlers wird das deutlich. So schickt z. B. der Vierzehnjährige dem Vater von einer Reise eine Ansicht von Tübingen und schreibt dazu: „Wenn Du und ich nach Hause kommen, dann will ich auch recht erzählen von den schönen Tälern, den altertümlichen Städten und glänzenden Flüssen, die ich gesehen habe. Auch habe ich alle bedeutenden Punkte, Burgen und alle Städte, durch die wir kamen, mit vieler Mühe und Genauigkeit aufgenommen und aufgeführt. Ich hoffe, daß die Zeichnungen Dir Freude machen."

Eine Malerjugend, wie sie sich kein Dichter schöner ausdenken könnte, verlebte Hans Thoma. Wir kennen aus den Bildern des Künstlers das kleine Schwarzwaldhäuschen, die Mutter und Schwester und das verschwiegene Bernauertal, in dem er als Hirtenbub so oft davon träumte, einmal ein großer Maler zu werden. Die kleinen in ihrer Einfachheit und ein wenig ungeschickten Liebe so beredt sprechenden Zeichnungen der Dinge und Menschen, mit denen er damals zusammenlebte, verraten besser als alle Worte die Gedanken und Träume des jungen Künstlers.

Karl-Günther Wiegand

Spott oder Verehrung?
„Vater als Homer" heißt diese Zeichnung Feuerbachs, die er im Alter von 16 Jahren von seinem Vater angefertigt hat, dem er gleich die Ehre des Denkmals angedeihen läßt

Humor

„Drei Bilder einen Dollar, mein Herr. Ich habe Sie gerade mit Ihrer Frau photographiert."
„Lassen Sie mich in Ruhe. Das ist gar nicht meine Frau!"
„Na, dann will der Herr vielleicht das Negativ für zehn Dollar kaufen?"
(Lustige Blätter.)

*

Fehlerlos

„Ja, es stimmt Inge, ich habe meinem Verlobten den Laufpaß gegeben!"
„Aber, warum denn, Käthe, er war doch so ein netter Kerl!"
„Ja, aber er hatte mir zu viele Fehler!"
„Ach, und da hast du ihm den Brillantring, den er dir geschenkt hat, auch zurückgegeben?"
„Nein — — der hatte keine Fehler!"

Der große Filmstar: „Nun, möchten Sie denn noch etwas außer meinem Autogramm?"
Da hauchte das junge Mädchen: „Ja, bitte, meinen Füllfederhalter zurück!"
(Koralle.)

*

„Hast du dir am Knie wehe getan, Peterle?"
„Ja, Mutti."
„Aber ich hab dich gar nicht weinen hören!"
„Ich dachte, du wärest nicht da, Mutti!"
(Koralle.)

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann: Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger: für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link: Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig

Zu Weihnachten ein zeitgemäßes Rezept
Honigkuchen:
Teig: 250 g Kunsthonig oder Syrup (Rübenkraut), 125 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker, 1 Ei, 1 Fläschchen Dr. Oetker Rum-Aroma, 3 g (1 gestr. Teel.) gemahlener Anis, 3 g (1 gestr. Teel.) gemahlener Zimt, 500 g Weizenmehl, 1 Päckchen Dr. Oetker „Backin", 1/8 l entrahmte Frischmilch.
Zum Bestäuben: (Nach Belieben) Etwas Puderzucker.
Honig (Syrup) und Zucker werden zerlassen und in eine Schüssel gegeben. Wenn die Masse fast erkaltet ist, gibt man den Vanillinzucker, das Ei und die Gewürze hinzu. Das mit „Backin" gemischte und gesiebte Mehl wird abwechselnd mit der Milch untergerührt. Man füllt den Teig in eine gefettete Springform (Rand nicht fetten!) und streicht ihn zum Rand hin etwas hoch.
Backzeit: Etwa 55 Minuten bei schwacher Mittelhitze. Nach dem Backen kann man den Kuchen mit Puderzucker bestäuben.
Bitte ausschneiden!
mit Dr. Oetker Backpulver „Backin".

Flechtenkranke
Mein Vater u. ungezählte Leidensgefährten wurden durch ein einfach anzuwendendes Mittel in kurzer Zeit von dieser häßl. oft jahrel. Krankheit befreit. Schreiben Sie mir, ich sende Ihnen gern kostenlos meine Aufklärungsschr. m. Dankschreiben von Geheilten. Das Mittel können Sie durch die Apotheke beziehen. Max Müller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden

Gegen Trunksucht!
Dr. Odors Alkohol-Entwöhnungs-Tabletten z. Regist. angem. Name gef. gesch. Verlang. Sie kostenfr. Auskunft: Alte Stadt-Apotheke Wien-Mödling/W 7. Anzeige ausschneiden und aufheben!

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50 Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str 21

„Hicoton" gegen **Bettnässen** Preis RM 2.90 Apotheke Nieheim (Kreis Höxter)

Wer an **Rheuma, Gicht oder Ischias** leidet, wolle sich an mich wenden, da ich ihm ein Mittel anbieten kann, bei dessen Anwendung er vielleicht, wie so viele andere auch, von seinen Schmerzen befreit wird. Meine Auskunft kostet u. verpflichtet zu nichts. **Max Reissner** Pharmazeutische Erzeugnisse Berlin-Charlottenburg 9 Reichsstraße 52a

Leiden Sie an einem Bruch? ... dann verlangen Sie kostenlos Näh. über meine Heila Bandagen. **C. A. Steinberg** Spezial Bandagist Freiburg i. Br. 15

Das kleine **Rechenwunder** 1. Add., Subtr., Multipl., Div. (a. durchein.) b. z. 10 Million. Mein unfehlbar arb. Taschen-Rechenapparat (Metall) i. unentbehrl. f. jd. rechn. Mensch. Spielend leicht Handh. RM 3.25 u. Nachn. Bei Nichtg. Zurückn. W. Garnier, Hannover 60, Friesenstr 21

Verstopfung Übermäßiges Fett, Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden vermeidet man durch gründliche Reinigung von Darm, Blut und Säften mit **Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz.** Der Erfolg überrascht! Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.— für Sanatorien etc. Anstaltsp. 1.75 in allen Apotheken und Drogerien

Ehewillige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Briefbund Herne R Fach 153

Werbung bringt Erfolg

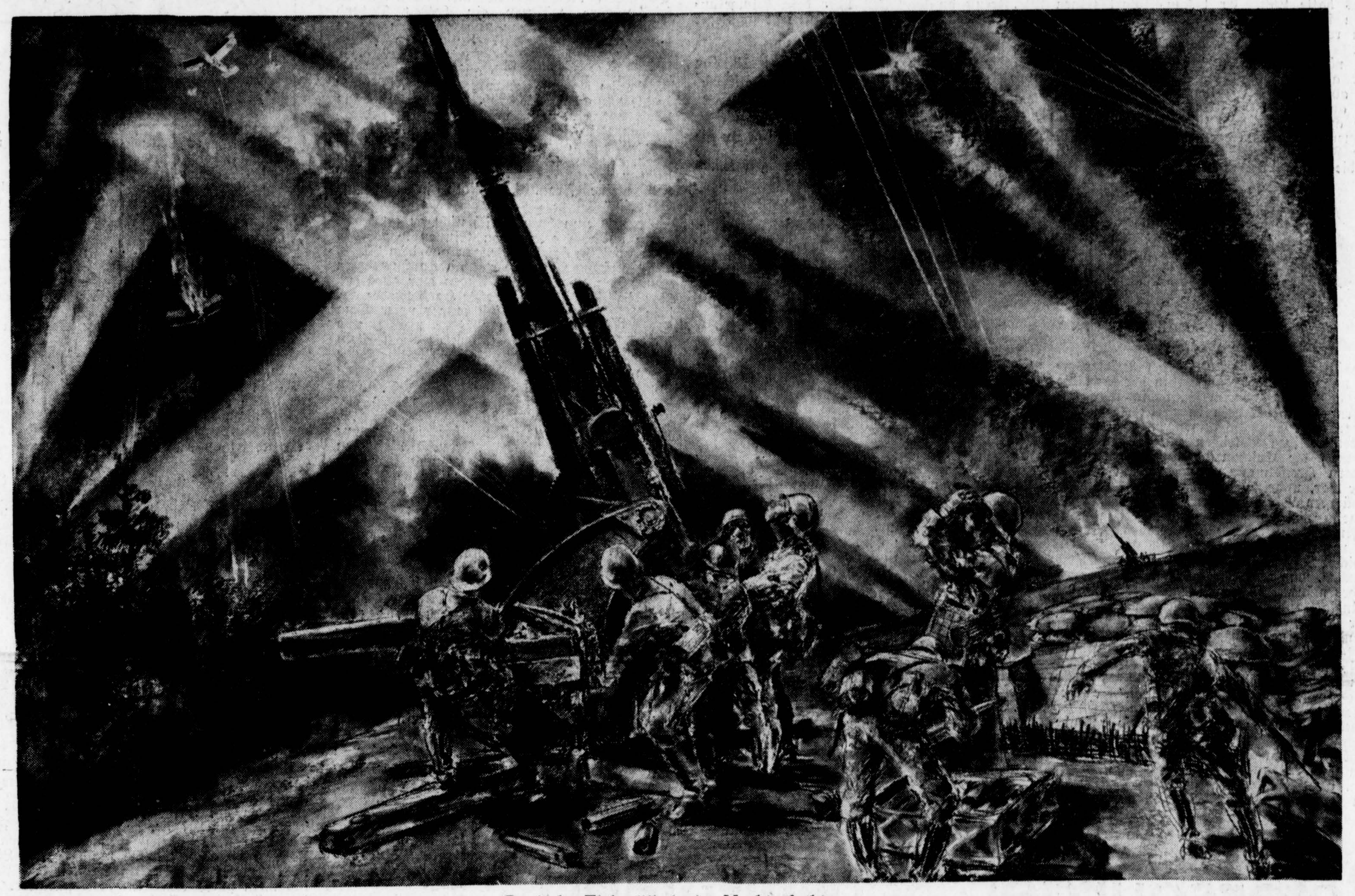
Glas-Christbaumschmuck! Verlangen Sie umsonst und portofrei meinen neuest. farb. illustr. **Haupt-Katalog** über meine Neuheiten: Spielwaren, Puppen, Waren, Weihnachtskrippen, Feenhaar, Engel, Vögel, Glock., Spitz., Girland. usw. Aus erster Hand. Billige Preise. Kein Risiko! Umtausch gestattet. Evtl. Geld zurück! Für Wiederverkauf hohe Rabatte. Adolf Eichhorn Eugen Sohn, Lauscha Thür. W Nr. 24

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Wer Anzeigen liest, ist besser beraten!

8. Jahrg. – Nr. 50 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 10. Dezember 1939
Verlagspostanstalt Paderborn Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag
Sonntagszeitung für Stadt und Land



Deutsche Flakartillerie im Nachtgefecht (Zeichnung von Georg Solon Zander-Multiplex-K.)

Jagd nach Benzin / Von Jo Hans Rösler

Wie schön ist das Leben! Wie schön ist die Liebe! Wie schön ist das Leben, wenn es eine Helene gibt, die uns liebt! Eine Helene, die so schön ist, daß man vor Entzücken schier vergeht, wenn man sie nur ansieht! Aber wie grau wird die Welt, wenn — —

„Lieber Fips!", hatte sie geschrieben, „ich kann kommenden Sonntag nicht mit Dir ausgehen — Du mußt das verstehen, Fips, ich sitze die ganze Woche in der Stadt, sonntags muß ich einfach in die Natur hinaus. Ich muß!!! Otto hat mich eingeladen. Wir fahren schon früh mit dem Auto weg, er hat ja noch seinen Wagen und darf fahren. Sei überzeugt, daß ich vieltausendmal lieber mit Dir führe! Aber Du warst ja so ungeschickt und hast Deinen Wagen nicht freibekommen. Bist Du mir sehr böse? Tausend zärtliche Küsse! Deine Helene."

PS. Ich werde Dir unterwegs eine Karte schreiben!

Fips zersprang vor Wut. Otto und Helene! Einen ganzen langen Sonntag in Ottos Wagen! Er weiß doch, wie das geht mit Helene. Wenn Helene glücklich ist, denkt sie sich garnichts dabei, auch andere glücklich zu machen. Helene ist nicht allein so. Viele Mädchen sind so. Warum hatte auch Otto seinen Wagen noch und er nicht? Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht auch seinen Wagen freibekäme! Wie, wenn er sich einer Behörde zur Verfügung stellte? Natürlich, viel Zeit dürfte es ihm nicht in Anspruch nehmen, sein Feiertag war ihm heilig und der freie Sonntag zu lieb. Wo aber gibt es so ein Pöstchen, gerade groß genug, ihn nicht zu sehr zu belasten, und wieder groß genug, seinen Wagen freizubekommen? Er fand ihn bald. Mit offenen Armen nahm ihn der Bürgermeister auf, als er bat, die Verteilung der Lebensmittelkarten zu übernehmen. Er bekam auch sogleich seinen Ausweis und eilte somit auf die Polizei.

„Ich möchte meinen Wagen freibekommen", sagte er.

„Haben Sie einen triftigen Grund?"

„Ja. Ich bin im staatlichen Hilfsdienst."

Der Beamte nickte freundlich.

„Das ist selbstverständlich etwas anderes. Dann werde ich Ihnen sicher Ihren Wagen zu Dienstfahrten freistellen können. Was für eine Aufgabe haben Sie übernommen?"

„Ich verteile die Lebensmittelkarten."

Der Beamte klappte das große Buch zu.

„Nein, mein Lieber", sagte er, „dazu können wir wirklich kein Benzin geben! Das können Sie alles per pedes apostolorum erledigen, außerdem steht Ihnen ja die Straßenbahn zur Verfügung."

Fips verließ zornig die Wachstube. Was hatte er sich da eingebrockt! Jetzt konnte er in seiner Freizeit die Karten verteilen und der Wagen stand nachwievor im Stall. Zum Ueberfluß und zum Verdruß kam noch sein Freund Petermann im eigenen Wagen daher.

„Hallo, Petermann! Wieso fährst du noch deinen Wagen?"

„Ich bin im Luftschutz."

„Da wird der Wagen freigegeben?"

„Gewiß. Für Dienstfahrten."

„Gut zu wissen!", rief Fips.

Er lief, was er konnte, zur Luftschutzbehörde.

„Ich möchte in den Luftschutz eintreten!"

„Das freut uns."

„Kann es sofort geschehen?"

„Sofort. Sie brauchen nur diese Erklärung unterschreiben."

Fips unterschrieb.

Jetzt war Otto abgemeldet, wo er angemeldet war!

„Ich stelle auch gern meinen Wagen zur Verfügung", sagte er.

„Ihren Wagen?"

„Ja. Ich habe einen Wagen. Sie brauchen mir nur zu bestätigen, daß ich ihn freibekomme."

Der Mann hinter dem Schreibtisch schüttelte den Kopf.

„Wagen haben wir mehr als genug", sagte er, „wir brauchen auch niemanden mehr für den Außendienst. Jetzt sind die Aushebungen von Laufgräben wichtiger. Sie haben doch nichts dagegen, wenn Sie jede Woche einmal schippen helfen? Ein Dienst ist so gut wie der andere."

„Gewiß", antwortete Fips kleinlaut.

Dann verschwand er.

Fips verwünschte sich, daß es eine Art hatte. Zwei Posten hatte er jetzt, aber ganz anders, als er sie erwartet hatte. Wo war sein Wagen? Wo blieben seine Ausflüge mit Helene? Gab es denn gar keinen Weg? Vor einem Plakat blieb er stehen. „Meldet euch zum Landdienst!", las er. Als Fips dies las, wußte er sofort, was er tun mußte. „Ich möchte gern in den Landdienst eintreten", begann er, als die Reihe an ihm war, „ich muß jedoch bemerken, daß ich in der Stadt leben muß, da ich hier meinen Beruf habe und außerdem im Luftschutz und der Lebensmittelverteilung tätig bin. Ich müßte also jedesmal zum Landdienst hinaus und herein fahren."

„Das läßt sich machen."

„Wirklich?"

„Ja. Sie können fahren."

„Wunderbar! Tragen Sie mich sofort ein. Für drei Nachmittage."

Fips frohlockte. Jetzt konnte ihm nicht mehr viel geschehen.

„Wollen Sie das Fahrgeld vergütet?", fragte der Beamte.

„Nein. Ich fahre meinen eigenen Wagen."

„Ist er freigegeben?"

„Bis jetzt nicht", gestand Fips, „aber wo ich nunmehr zum Landdienst fahren muß, wird er es bestimmt!"

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Machen Sie sich keine falschen Hoffnungen, Kamerad! Da ist schon manch einer enttäuscht worden. Fahren Sie mit der Eisenbahn oder mit dem Fahrrad. Sie kommen genau so schnell hin."

Die Zeit verging wie im Fluge. Montags hob Fips Laufgräben aus, Dienstags verteilte er Lebensmittelkarten, an drei Nachmittagen fuhr er mit dem Fahrrad auf ein Landgut und an den zwei übrigen Tagen blieb genug

Das Große sehen

Man kann an seinem Fenster stehen und seine Muße damit ausfüllen, in die Zimmer des lieben Nachbarn hinüberzuschielen und darüber bei sich die häßlichen Pflanzen des Neides und des Aergers zu pflegen. Man kann aber auch von dem gleichen Fenster aus zu den leuchtenden Sternen über den Dächern hinaufschauen und den Gesetzen recht geben, nach denen sich unser Dasein bestimmt. Das glückt allerdings nur, wenn man das Leben so zu sehen sich müht, daß einem der Schatten der eigenen Wenigkeit nicht immer die Sicht auf die großen Dinge verdeckt. Wir wissen, daß das nicht allemal leicht ist, daß wir uns selbst viel zu lieb haben, als daß wir uns so einfach übersehen könnten. Dennoch aber ist es notwendig, daß wir unsern Standpunkt erhöhen aus der Tiefe kleinlicher Eigenliebe auf die Zinnen hohen Gemeinschaftsbewußtseins. Immer werden wir dann Menschen finden, vor denen unsere kleinliche Klage verstummt, immer werden wir einer Not begegnen, die wir noch nicht kennen gelernt haben. Und wiederum werden uns die vielen feinen Fäden sichtbar, die ein Leben mit dem andern verbindet, und wir begreifen, daß ohne diese Verbindung jedes einzelne Dasein erlöschen würde. Diese Fäden aber ketten und binden die vielen Einzelnen zusammen zu einem großen gemeinsamen Schicksal. Ueber allen spannt sich dann der leuchtende Bogen einer neuen Freude und eines festen Willens, das Kleine und Kleinliche gering zu achten um des hohen Großen willen.

Lk.

genug zu tun übrig. Fips gestand sich, daß ihm das abwechslungsreiche Leben recht behagte. Neue Menschen lernte er kennen, der Sinn der Gemeinschaft ging ihm auf, neue Interessen traten in sein Leben. Er hatte schon ganz vergessen, daß er einen Wagen daheim hatte. Ja, sogar Helenes Schönheit begann zu verblassen. Oder war es die blonde Maria, eine Pflegerin, die er beim Landdienst kennen gelernt hatte und die mit ihm wöchentlich zweimal auf dem Rad in die Stadt hineinfuhr? So groß dünkte ihn der Unterschied auch nicht, ob man nun nebeneinander im Auto saß oder auf zwei Rädern nebeneinander durch die Gegend fuhr.

Eines war so schön wie das andere.

„Sie haben doch einen Wagen?", begann Maria eines Tages.

„Ja. Nur darf ich ihn nicht fahren."

„Wenn Sie ihn für uns fahren, bekommen Sie ihn frei."

„Wozu?"

„Wir fahren Stadtkinder aufs Land. Wenn Sie also Lust haben?"

Fips hatte Lust. Er bekam sofort seinen Wagen frei.

Ein rotes Dreieck leuchtete am Nummernschild.

Am nächsten Sonntag fuhr er acht Stadtkinder aufs Land. Sie waren schmal und blaß, aber ihre Augen leuchteten, als sie die Reise antraten. Auch Fips freute sich, die kleine aufgeregte Schar in seinen Wagen zu verstauen. Fast dünkte es ihm, selten eine so schöne Fahrt gemacht zu haben. Als Maria ihm die Kinder abnahm, fragte er:

„Fahren Sie abends mit mir zurück?"

„Ich nicht. Sie bekommen dafür eine andere Fracht — wieder Kinder, die schon eine Woche hier draußen waren."

„Und sie?"

„Wir radeln übermorgen wieder zusammen!"

Eines Tages erschien Helene.

Sie hatte sich bisher nie mehr anschauen lassen.

Heute aber kam sie voller Zärtlichkeiten.

„Mein süßer, goldiger Fips"!, rief sie, „unten steht ja dein Wagen! Du darfst wieder fahren? Wie glücklich bin ich! Stell dir vor, ich war schon zwei Sonntage nicht in Gottes herrlicher Natur! Otto hat man nämlich den Wagen einfach weggenommen, weil er Vergnügungsfahrten gemacht hat! Wegen den paar Kilometern! Was sagst du dazu? — Aber du hast ja jetzt wieder deinen Wagen! Wieviel tausendmallieber fahre ich mit dir als mit dem langweiligen Otto! Nicht wahr, wir fahren nächsten Sonntag, liebster Fips?"

Fips traute seinen Ohren nicht.

„Freust du dich nicht über dein heimgefundenes Helenchen?", fragte Helene und schmiegte sich zärtlich an ihn.

Fips schob sie von sich.

„Danke", sagte er, „das war einmal! Du wirst schon noch einen anderen Wagen finden."

„Eben nicht!", rief Helene.

„Um so besser!"

Da zerplatzte Helene in nichts wie eine Seifenblase. Es war kein Wunder. Denn sie war weiter nichts als eine schillernde bunte Oberschicht und innen war sie hohl gewesen.

Schickeles und die Zähne

Von Werner Oellers

Alljährlich, wenn das Grün der Blätter erblaßt und die erste Müdigkeit in der Luft die Neige des Jahres verkündet, wenn über den Dörfern am Niederrhein in zärtlichen Dunstschleiern der Duft schäumenden Apfelkrauts aus den riesigen Bottichen emporsteigt, überfällt mich die Erinnerung an unsern alten Nachbarn Hanselmann, der auch ein Krautpresser war, und im Zusammenhang damit an den nächsten Nachbarn den Friseur Schickeles, der meiner frühesten Jugend den ersten nachhaltigen Eindruck von der Fragwürdigkeit der Welt vermittelte.

Schickeles, ein eisgraues, mumienhaftes Männchen, war nicht nur der dörfliche Beherrscher des männlichen Haupthaares, er war auch der einzig Kundige in der Behandlung schmerzender Zähne, einer Behandlung, die sich in der Anwendung eines einzigen, freilich radikalen Rezeptes erschöpfte. In den Städten hat es damals wohl schon das „schmerzlose" Zahnziehen gegeben, beim alten Schickeles aber waren so „modische Fisimatenten" ausgeschlossen.

Eines Tages nun befielen mich so rasende Schmerzen am letzten Backenzahn, daß ich allen Schrecknissen zum Trotz an der Hand meines ältern Bruders zum alten Schickeles geschickt wurde. Ich hatte soviel Angst, und die Tränen liefen so unaufhaltsam, daß ich des guten Krautduftes gar nicht achtete, der von Hanselmanns in die Welt zog. Oh, gerne hätte ich gelobt, nie mehr beim Krautpressen dabeisein zu wollen, wenn ich nur erst von der großen Pein und von der greulichen Behandlung durch den alten Schickeles befreit sein würde.

Als man den Küchenstuhl in den Hof brachte, wo die Konsultationen stattzufinden pflegten, und ihn wie einen Richtstuhl neben die Pumpe setzte, kamen sogar meinem Bruder die Tränen; so groß war der allgemeine Jammer.

Drauf waren er und ich eine Zeitlang allein auf dem Hof. Zu denken, daß derweilen im Hause die schrecklich geheimnisvollen Dinge vorbereitet wurden, die mich treffen sollten, war eine Höllenqual. Der Hanselmann ist am pressen", sagte mein Bruder tapfer, um mich abzulenken, aber ich hörte es nicht einmal.

Dann ging die Hoftür auf, und es erschien Oma Schickeles mit so feierlich-ernstem Gesicht, wie ich es sonst nur bei Beerdigungen gesehen hätte. In beiden Händen hielt sie eine große, weißemaillierte Wasserschüssel.

„Sei nur still, Jung!" sagte sie beruhigend, „das geht schnell vorbei." Doch ich sah an ihrem Gesicht, daß mir Schreckliches bevorstand, und ich heulte noch mehr.

Wieder ging die Tür auf, und heraus kam die Tochter Minna, damals wohl schon vierzig Jahre alt, einen Stoß weißer, wohlgeplätteter Handtücher auf den Armen. Auch Minna hatte ein Gesicht, als wäre es ausgemacht, daß in spätestens fünf Minuten die Welt mit Mann und Maus unterginge. Wären die Schmerzen nicht so rasend gewesen, ich wäre davongerannt, ehe noch der alte Schickeles mit seinem Mordinstrument in Erscheinung getreten wäre.

Doch da kam er schon. Er hielt die rechte Hand auf dem Rücken, und ich merkte sogleich, daß darin der furchtbare Apparat war. Wie schrecklich mußte er sein, da er ihn vor mir verbarg! Mein Heulen ging in ein Brüllen über, als hinge ich am Spieß, und in das Brüllen mischten sich, wenn ich Atem holte, die aufgeregten Zureden, mit denen mich die vier umstanden. O, sie hätten sich das Zureden sparen können, ich verstand keine Silbe und wollte auch nichts verstehen, denn ich glaubte ihnen kein Wort.

Noch heute verfolgt mich gelegentlich der alte Schickeles im Schlaf, in schrecklichen Träumen. Ich sitze auf einem Stuhl, an dessen Sitz ich mich wie ein Verzweifelter mit beiden Händen festklammere, während ein halbes Dutzend Hände mich an Armen und Schultern gepackt halten. „Brauchst bloß den Mund aufzumachen", sagt der Schickeles mit Grabesstimme, „brauchst bloß den Mund aufzumachen." Dann schiebt sich etwas Ungeheures, Kaltes, Eisernes in die Mundhöhle, so groß, daß es darin kaum Platz hat, ein furchtbares Reißen geht durch meinen Leib, ich fühle, wie ich mich mitsamt dem Stuhl, allen zupackenden Händen zum Trotz, erhebe — und dabei erwache ich. „Was hast du nur wieder?" fragt dann wohl sorgenvoll meine Frau. „Du bist ja naß von Schweiß."

Damals nun brauchte ich nicht zu erwachen, wenn ich auch gewiß von Sinnen war. Das Blut quoll in solchen Mengen aus dem Mund, daß die vielen Handtücher es nicht aufzunehmen vermochten. Vor meinen Augen war alles rot. Der Schickeles hielt die rechte Hand wieder auf dem Rücken, der Zahn saß immer noch. Oma Schickeles weinte, mein Bruder weinte, und ich brüllte in einem fort, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Undeutlich, wie durch einen roten Schleier, sah ich den alten Hanselmann über den Hof gerannt kommen. Dann waren es fünf, die auf mich einredeten, und vier, die mich packten.

Und wieder hörte ich weither eine Stimme wie aus einem Grab: „Brauchst bloß den Mund aufzumachen, Jung, brauchst bloß den Mund aufzumachen." Und wieder erhob ich mich, mitsamt dem Stuhl, trotz allen Gewalten.

Nein, es ist keine Uebertreibung, es ist auch keine Einbildung, denn der alte Hanselmann und mein Bruder Fritz haben es mir nachher bestätigt: Viermal hat solcherart der gute Schickeles angesetzt und an mir gerissen — viermal! Es war ein Verfahren bis zur Bewußtlosigkeit. Es kostete eine Mark.

Erst am nächsten Tage hörte ich, daß über die Exekution dem alten Hanselmann die ganze Krautcharge verbrannt war. Er hat es mir nicht übelgenommen, ob er gleich wußte, daß schon viele Krautpresser pleite gegangen waren, weil sie nicht genug aufgepaßt hatten. Nicht viel später hat er das Krautpressen ganz eingestellt. Ich will hoffen, daß mein Schuldanteil daran nicht zu groß ist.

Opa Schickeles aber hat noch viele Jahre in Gesundheit und Rüstigkeit schmerzenden Zähnen den verdienten Garaus gemacht.

Petersburger Schlittenfahrt

Nach einer wahren Begebenheit von Heinrich Riedel

Graf Bruce, der einst Generalgouverneur des alten Petersburg war — zu jener Zeit, als dort die Kultur des Speisens hoch in Blüte stand — hatte einen Koch, der ihm aus Gott weiß welchen Gründen eines Tages davonlief.

Der Graf, die repräsentativste Persönlichkeit der Stadt, geriet darob in eine sehr unangenehme Verlegenheit. Denn gute Köche waren damals rar. Niemand von den oberen Dreihundert gab einen bewährten Koch her, auch leihweise nicht. Man hütete sie eifersüchtig, fast wie die Goldmacher.

Graf Bruce ging zum Polizeipräsidenten Kleifan, trug ihm den Fall vor und bat ihn, eifrigst Nachforschungen nach dem widerborstigen Ausreißer anstellen zu lassen. Die Polizei verfiel auch sofort in fieberhafte Tätigkeit, aber diese blieb zunächst ohne Erfolg. —

Schon zwei Tage waren vergangen. Der Graf kam in Wut. Was sollte aus dem großen Staatsdiner werden, das für die bevorstehende Woche angesagt worden war?

In diesem Stadium der Angelegenheit meldete sich wie ein **deus ex machina**, wie ein himmlischer Ganymed, am frühen Vormittag bei dem Polizeipräsidenten ein Koch aus Paris namens Colbert, ein spärliches Männchen, an dem alles schwarz war: die Augen, das auf den Kopf geklatschte ölige Haar und die Fingernägel.

Und auch sein Inneres war schwarz; aber das sah man nicht gleich. Er stahl nämlich überall gewohnheitsmäßig wie ein Rabe. Er war nach Petersburg gekommen, um sich dort nach einer Stelle umzusehen und Geld, Juwelen, goldene Tabaksdosen usw. zu ‚machen'. Hinsichtlich seiner kochkünstlichen Qualitäten brachte er allerdings die besten Auskünfte mit und war insbesondere von Pariser Bekannten des Präsidenten an diesen empfohlen worden. Vielleicht wollten jene einen eulenspiegelmäßigen Scherz damit machen.

Kleifan pfiff sich, nachdem er alles begriffen hatte, ein kleines Liedchen.

„Väterchen, Väterchen!" erklärte er dem zierlichen Monsieur in Spitzenmanschetten, „was haben Sie für ein Glück! Sie können sofort in das erste Haus der Stadt eintreten. Gehen Sie nur zum Palast des Herrn Gouverneurs, Pjotrprospekt, und sagen Sie, Sie seien von mir geschickt! Sie werden sicher sehr liebenswürdig empfangen werden." —

Nach einer Viertelstunde beauftragte Monsieur Colbert einen vor der Gouvernementspalast-Haustür herumlungernden Diener, seinem Herrn zu melden, er sei Koch und von dem Herrn Polizeipräsidenten geschickt.

Der Diener beauftragte einen anderen Diener und dieser meldete dem Gouverneuer, vielleicht etwas ungenau, der von dem Polizeipräsidenten gesandte Koch sei angekommen. Möglicherweise auch hörte Graf Bruce, gerade mit anderen Dingen beschäftigt, nicht scharf genug hin. Jedenfalls aber rief er sogleich dem diensttuenden Leibgardisten zu: „Aha, da ist der Lorbas also wieder! Mit dem werden wir jetzt aber mal Schlitten fahren! Führt ihn in den Hof und zählt ihm fünfzig auf! Und dann steckt ihn in die Küche, hopp, hopp!"

Leibgardisten fragen gewöhnlich nicht lange nach den näheren Umständen. Der unserige holte sich bloß von der Palastwache noch ein paar Kollegen zur Unterstützung heran.

Colbert stand bereits in freudiger Erwartung im Anmeldezimmer und glaubte, als die Soldaten in ihren schweren Juchtenstiefeln zur Tür hereinstampften, das sei eine Ehreneskorte, die ihn zum Gouverneur geleiten sollte. Er machte deshalb den eintretenden, ziemlich strammen Herren eine höfliche Reverenz und schwänzelte mit zuckersüßem Gesicht auf sie zu. Die aber ergriffen ihn ohne besondere Einleitung, zerrten ihn auf den Hof und taten, wie ihnen geheißen.

Monsieur Colbert mochte sich wehren, mochte schreien, protestieren, beteuern und fluchen was er wollte. Die Soldaten verstanden kein Französisch und der Parlewuh kein Russisch. Man kümmerte sich also wenig um sein Geschrei und lieferte ihn, nach der vollzähligen Verabreichung der besagten Fünfzig, in der Küche ab.

Von dort entwich er, begreiflicherweise einigermaßen aufgebracht, sobald es ihm sein rückwärtiges Befinden erlaubte zu seinem Gönner, dem Polizeipräsidenten, und berichtete ausführlich über den versprochenen liebenswürdigen — oh mon Dieu! — Empfang, wie gehabt.

„Was!" rief Kleifan am Ende und stieß einen einzigen Lachlaut aus, laut wie ein Donnerschlag. „Haben sie ‚Beefsteak à la tatare' mit Ihnen gemacht, Väterchen? Ein geradezu lächerliches Mißverständnis." Und dann klärte er ihn sachgemäß auf. „Regen Sie sich nicht auf!" schloß er seine Darlegungen. „Man nimmt das hierzulande nicht so genau. Betrachten Sie das sozusagen als einen Vorschuß." Sie werden sich im übrigen dran gewöhnen."

Monsieur Colbert aber war der Ansicht, daß er sich nicht daran gewöhnen könne — noch nicht das geringste gestohlen bis dahin, und dann gleich so! — und verließ Petersburg schnell und unauffällig. Er hatte entschieden kein gutes Entree in diesem Lande gehabt.

Der Glückspilz

Während einer seiner häufigen Kuraufenthalte in Bad Ems besuchte der preußische König Wilhelm I., der spätere erste deutsche Kaiser, eines Tages das Spielkasino.

Obwohl es den Offizieren der preußischen Armee verboten war, dem Glücksspiel zu huldigen, suchte ein Oberst in Zivil den Spielsaal auf, um mit Hilfe Fortunas sein Budget zu verbessern. Er hatte gerade eine größere Summe auf eine Farbe des Roulettes gesetzt, welche auch zweimal hintereinander gewonnen hatte, und war im Begriff, das Geld einzuziehen, als er die hohe militärische Gestalt des Königs erblickte. In seinem Schreck wagte der Offizier, der sich ein doppeltes Vergehen halte zu Schulden kommen lassen — Zivilkleidung und Besuch des Kasinos — nicht nach dem Geld zu greifen und ließ die Summe auf der Farbe stehen, welche noch fünfmal gewann.

Ein kleiner Geldhügel erhob sich vor dem Spieler, nach dem dieser aber nicht die Hand auszustrecken wagte. Da klopfte ihm jemand leicht auf die Schulter. Als er sich umwandte, blickte er in das Gesicht des Königs, welcher ihm zuflüsterte: „Stecken Sie Ihr Geld ein, Sie Glückspilz, ehe es wieder verloren ist, und verlassen Sie den Saal, ehe ich Sie gesehen habe." —

Humor

„Sie sind ja so betrunken, daß Sie mir und mich nicht mehr unterscheiden können!"
„Halb so schlimm, Herr! Mir kann ich noch ganz gut unterscheiden, aber Ihnen nicht mehr!"
Zeichn.: Näthe (1), Edler (1), Radestock (1).

Ringe . . .

„Ich habe mich rettungslos in Sie verliebt, Fräulein Ilse!"

„Rettungslos? Das sagen Sie nicht. Dafür gibt es doch Rettungsringe!"

(Allgemeiner Wegweiser)

*

„Na, wie geht es deiner Braut?"

„Ganz aus, mein Lieber. Sie verlangte jeden Tag etwas Neues von mir. Erst mußte ich das Rauchen aufgeben, dann das Bier, dann das Kegeln und das Skatspielen; und dann habe ich sie aufgegeben!"

*

Das hübsche junge Mädchen hatte in dem Waldgasthof Quartier genommen. Das Mädchen wandte sich an den Wirtssohn: „Gibt's hier im Wald auch noch Räuber?"

„Ach nee", lächelte der verheißungsvoll, „höchstens noch Herzensdiebe!"

*

Nörgelei

Leberfrost ist mit seiner Frau im Gebirge. „Wunderbar, diese Berglandschaft", ist Frau Leberfrost entzückt.

„Was heißt schon wunderbar?" nörgelt da Leberfrost, „denk dir nur mal die Berge weg, denn is det die gleiche Jejend wi in Berlin, doch."

Ahnungsloses Tantchen . . .

Tantchen ist die Seele einer Frau.

Tantchen kann sich einfach nicht vorstellen, daß die Welt schlecht ist. Gestern erzählte sie von ihrer Nichte.

„Augen hat meine gute Emma!" sagte sie stolz, „Augen hat sie, sie sieht noch im Finstern! Gestern abend beispielsweise waren Stöbers bei uns, plötzlich versagte das Licht, wir sitzen im Stockdunkeln, da sagt doch plötzlich mein gutes Nichtchen: ‚Wie unrasiert Sie heute sind, Herr Stöber!'"

(Berl. Illustr. Ztg.)

Der betrunkene Sänger

Gastgeber: „Unverschämter Kerl, der Tenorist! Obgleich ich diesen Abend die besten Weine auf den Tisch brachte, war er nicht zu bewegen, auch nur ein einziges Lied zum besten zu geben — und jetzt singt er auf der Straße!"

(Fliegende Blätter)

Gemeinsame Freude

Eine Frau spricht mit ihrer Nachbarin: „Wir werden bald in einer besseren Gegend wohnen."

„Wir auch", sagte die Nachbarin.

„So, wollen Sie denn auch ausziehen?"

„Nein, wir bleiben hier!"

*

„Wer ist denn der aufgedonnerte Papagei da in der Ecke?"

„Meine Frau."

„Oh Verzeihung, da habe ich mir ja etwas Schönes eingebrockt!"

„Nein, das war ich höchstens."

Der Kellner: „Wenn er nur schon bezahlt hätte, dann könnte er meinetwegen bis zum nächsten Jahr hier sitzenbleiben!"

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt GmbH**, Paderborn. Verlagsdirektor: **Albert Paul**, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Hans Grohmann**; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger**; für den kulturellen und allgemeinen Teil **Josef J. Link**; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil: **Georg Voigt**, sämtlich in Paderborn. — Zurzeit ist Preisliste **Nr. 9** gültig.

NUMMER 50 DER 7. TAG JAHRGANG 8

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

8. Fortsetzung

Ein großer, breitschultriger Mann im schwarzen Talar, mit scharfgeschnittenen Zügen und einem vollkommen kahlen Schädel betrat aus einer kleinen Tür hinter der Estrade des Gerichtshofes den Saal. Der Erste Staatsanwalt, flüsterte man sich zu. Ganz unbekümmert um die vielen neugierigen Augen des Publikums blätterte er in einem dicken Stoß Akten, machte sich flüchtig Notizen, ließ wohl auch einmal einen schnellen Blick über die Zuhörer schweifen, begrüßte sogar durch Winken mit der Hand freundlich den bekannten Verteidiger, dem er später als Gegner gegenüberstand.

Mit einem Schlag verstummte jetzt das Brummen und Summen, und es herrschte lautlose Stille, denn der Gerichtshof betrat den Saal. Auch die auserwählten Männer des Volkes, die Geschworenen, nahmen auf der Geschworenenbank Platz.

Der Vorsitzende, ein weißhaariger, kleiner Mann von rosiger Gesichtsfarbe, mit großen blauen Augen unter buschigen, weißen Brauen, wirkte eher freundlich und gütig und gar nicht so furchteinflößend, wie sich viele Laien einen Vorsitzenden vorgestellt hatten, der kraft seines hohen Amtes befugt ist, sogar über Tod und Leben zu entscheiden.

„Ich bitte, den Angeklagten vorzuführen", erklang jetzt seine tiefe Stimme, „und ich bitte um absolute Ruhe!"

Es war sehr zweckmäßig von dem Vorsitzenden gewesen, zur Ruhe zu mahnen, denn als jetzt zwischen zwei Justizsoldaten Willy von Pfeil den Saal betrat, erhob sich trotz dieser Mahnung ein Rauschen, Raunen und Flüstern.

Willy von Pfeil grüßte ruhig und gemessen den Gerichtshof und die Geschworenen und nahm in der Anklagebank hinter seinem Verteidiger Platz.

Er war durch die lange Untersuchungshaft kaum merklich verändert, nur um seine etwas müden Augen lagen dunkle Schatten, ein Zeichen vieler durchwachter Nächte. Er schien völlig ruhig und gefaßt, legte die Hände übereinandergefaltet auf die Barriere der Anklagebank und sah aufmerksam zu dem Vorsitzenden hinüber.

Zur größten Enttäuschung der meisten hatte er keinen einzigen Blick über die Reihen der Zuhörer schweifen lassen. Er wirkte, als ob er zwar höflich und sehr gespannt, aber wie ein mehr oder minder Unbeteiligter der Entwicklung der kommenden Dinge entgegensehen würde.

„Ich eröffne die Verhandlung!" sagte der Vorsitzende — „zuerst muß ich das Publikum nochmals sehr ernst ermahnen und bitten, absolute Ruhe zu bewahren und die Verhandlung durch nichts zu stören. Ich hoffe, daß sich alle hier Anwesenden des großen Ernstes der Stunde und der Würde und Weihe dieses Raumes bewußt sind."

Er räusperte sich leicht, machte eine kurze Pause und fuhr dann fort:

„Die Staatsanwaltschaft hat gemäß § 211 in der schwebenden Sache gegen Willy von Lerchenau-Pfeil Anklage wegen vorsätzlichen Mordes erhoben."

„Angeklagter, ich werde Sie jetzt zu Ihren Personalien vernehmen."

Die Zeitungsberichterstatter setzten die Bleistifte an, während sich Willy von Pfeil erhob.

Der Vorsitzende blätterte in den Akten und fuhr in geschäftsmäßigem Tonfall fort:

„Sie heißen?"

„Willy von Pfeil!" erklang die Stimme des Angeklagten. Der Vorsitzende blickte auf.

„Ich fragte nach Ihrem wirklichen, nicht nach Ihrem Künstlernamen."

Im Publikum sahen sich die Menschen in höchster Ueberraschung an, steckten flüsternd die Köpfe zusammen, sogar die Zeitungsberichterstatter dachten gespannt: schon am Anfang etwas, von dem wir keine Ahnung hatten?

Marietta aber erhob sich, ohne daß sie es wollte und wußte, von der Zeugenbank. Was? Ihr Raubritter war auf einmal gar nicht der, für den sie ihn immer gehalten hatte, also hatte er sogar vor ihr ein Geheimnis?

Es herrschte lautlose Stille im Saal.

Willy von Pfeil gab nach kurzem Besinnen zur Antwort:

„Ich habe mich schon vor dem Herrn Untersuchungsrichter zu meinen Personalien bekannt!"

Der Vorsitzende unterbrach ihn höflich:

„Ja, aber Sie müssen dies laut Prozeßordnung in der öffentlichen Hauptverhandlung noch einmal tun, also bitte."

„Ich heiße Willy von Lerchenau, Pfeil ist der Name meiner Mutter."

„. . . geboren", las der Vorsitzende aus seinen Akten murmelnd, „in Wien in Oesterreich. Sie waren aktiver Offizier — Rittmeister — und im Weltkrieg Flieger?"

Der Vorsitzende blickte jetzt abermals von seinen Akten auf, nahm die Brille ab und sah Pfeil kurz und prüfend an, bevor er wieder fortfuhr.

„Sie waren Kommandant des bekannten Jagdgeschwaders, das Ihren Namen trug, sagen wir also einmal, der österreichische Richthofen, stimmt das?"

Willy von Pfeil nickte. Der Vorsitzende fuhr erklärend fort:

„Es ist in Ihrem eigenen Interesse, dies festzustellen, wir werden dann später vielleicht auf diesen Umstand zurückkommen müssen. Sie sind auch Ritter der höchsten österreichischen Kriegsauszeichnung, des Militär-Maria-Theresien-Ordens, auch des deutschen E. K. 1. Klasse und einer Reihe anderer, sehr hoher Kriegsauszeichnungen?"

Pfeil nickte wieder, aber man sah es ihm an, wie peinlich er von diesen Angaben über seine Person und sein Vorleben berührt war.

Die Bleistifte der Berichterstatter flogen, Lerchenau, Lerchenau, natürlich, ältere unter den Herren der Zeitungen konnten sich noch an diesen Namen erinnern, der im Krieg Weltruhm erlangt hatte.

Degenhardt atmete erleichtert auf. Jetzt war Pfeils streng gehütetes Geheimnis über seine ruhmvolle Vergangenheit der Oeffentlichkeit preisgegeben, jetzt gab es also für ihn auch keinen Grund mehr zu schweigen. Dies mußte dem ganzen Prozeß eine andere Wendung geben.

Der Vorsitzende verlas weiter:

„Sie waren im Krieg viermal schwer verwundet, nach dem Zusammenbruch berufslos geworden, dann kämpften Sie bei verschiedenen Freikorps und waren Kommandant eines Detachements in Kärnten, wo Sie abermals verwundet wurden. Dann gingen Sie nach Deutschland, weil Sie die Zustände in Ihrer eigenen, zerfallenden Heimat unerträglich fanden. Ihr Vermögen verloren Sie durch die Inflation, was taten Sie dann? Wollen Sie uns darüber einige Worte sagen?"

Willy von Pfeil sah sinnend durch das gegenüberliegende Fenster in den blauen Sommerhimmel. Sein ernstes Gesicht trug einen gequälten Ausdruck. Er dachte ganz flüchtig, was hat das mit meiner Tat zu tun, muß ich mich hier vor neugierigen Blicken der ganzen Welt, vor einer sensationslüsternen Menge, vor der breitesten Oeffentlichkeit seelisch entblößen? Muß ich schildern, was ich gelitten und durchgemacht habe?

„Wollen Sie darüber nicht sprechen?" weckte ihn die Stimme des Vorsitzenden aus seinem Sinnen.

„Aber gewiß", gab Pfeil hastig zur Antwort. „Ich versuchte mich, nach unzähligen anderen Versuchen, als Schriftsteller durchzusetzen. Ich schrieb verschiedene militärwissenschaftliche Abhandlungen und auch ein Buch über die Kriegsfliegerei. Damals aber wollte kein Mensch mehr von diesen Dingen hören, und das Buch wurde von der Entente-Kommission verboten. Dann wurde ich nach langer Zeit durch einen Zufall von einem früheren Kameraden, der Regisseur geworden war, für den Film entdeckt! Das ist eigentlich alles!"

„Sie sind nicht vorbestraft?" fragte der Vorsitzende flüchtig, in einem so freundlichen Ton, als ob er für diese Frage den des vorsätzlichen Mordes Angeklagten um Entschuldigung bitten wolle.

„Nein!" sagte Pfeil, und Marietta, die an seinen Lippen hing, freute sich unter Tränen über sein Lächeln, das bei diesem „nein" ganz flüchtig sein Gesicht erhellte.

„Danke, das genügt vorderhand!"

Es folgte nun der Aufruf der geladenen Zeugen. Als der Vorsitzende „Fräulein Marie Schultze" aufrief, meldete sich niemand. Der Vorsitzende mußte den Namen noch einmal nennen, blickte dabei in die Akten.

„Die Zeugin Schultze führt den Künstlernamen Marietta."

Marietta fuhr auf, wurde blutrot und stammelte: „Hier!"

Der Vorsitzende machte nur eine ganz kurze, liebenswürdige Bewegung, die so viel heißen mochte wie: das macht nichts, eine „Marietta" kennt man sogar vor Gericht, wie man etwa eine „Annabella" in der ganzen Welt nur unter diesem Namen kennt.

„Ich bitte die Zeugen, jetzt den Saal zu verlassen. Sie werden später einzeln aufgerufen."

Vergeblich bemühte sich Marietta, nur einen einzigen Blick von Pfeil zu erhaschen. Aber Pfeil saß mit verschränkten Armen in der Anklagebank und blickte noch immer starr und unbeweglich durch das Fenster hinaus in den Himmel.

„Angeklagter", wandte sich jetzt mit erhobener Stimme der Vorsitzende wieder an Pfeil. „Sie bekennen sich schuldig, den Amerikaner Herrn MacKean aus Hollywood auf dem Gelände der hiesigen Filmgesellschaft, am 13. Mai, 11.15 Uhr vormittags, erschossen zu haben?"

„Ja!", vollkommen klar und laut kam Pfeils Antwort.

„Sie haben in der Voruntersuchung Angaben über die Beweggründe zu Ihrer Tat verweigert, bleiben Sie auch jetzt bei diesem Standpunkt?"

Abermals erscholl ein lautes „Ja!"

Der Vorsitzende hob die Schultern und schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Sie wissen, daß Sie dadurch Ihre Position vor Gericht sehr bedeutend verschlechtern. Vielleicht könnten Sie sich durch ein freimütiges Geständnis erheblich entlasten."

Pfeil schwieg. Der Vorsitzende machte sich eine kurze Notiz.

Der Staatsanwalt kreuzte die Arme über die Brust und blickte gelangweilt zur hohen Decke des Saales empor, so, als ob er sagen wolle, ich habe ja Zeit bei einem so klaren Fall!

„Wollen Sie uns nicht wenigstens die rätselhaft erscheinenden Gründe, die Sie zum Schweigen zwingen, mitteilen", fuhr der Vorsitzende geduldig fort.

„Ja! — Eine alte Rechnung ist beglichen, der Mann hat gesühnt, und damit ist die Sache für mich erledigt."

„Damit ist die Angelegenheit für Sie nicht erledigt, Angeklagter, sondern Sie fängt erst an, sehr ernst sogar, denn die Staatsanwaltschaft mußte pflichtgemäß gegen Sie die Anklage wegen vorsätzlichen Mordes erheben. Ich nehme an, daß Sie sich des ungeheuren Ernstes Ihrer Lage voll bewußt sind?"

„Ja!" sagte Pfeil abermals, „ich werde meine Tat sühnen."

Der Staatsanwalt bat, an den Angeklagten einige Fragen stellen zu dürfen:

„Angeklagter, Sie gaben an, den Amerikaner gekannt zu haben, obgleich Sie selbst nie in Amerika waren, und der Amerikaner, wie feststeht, seit über zwanzig Jahren nicht in Europa war. Liegt Ihre angebliche Bekanntschaft also noch vor dieser Zeit?"

„Ja!"

„Aber da war doch vier Jahre Weltkrieg und Sie selbst als Offizier an der Front, wo wollen Sie also eigentlich den Mister Kean kennengelernt haben?"

Der Staatsanwalt lehnte sich in seinem Stuhl hintenüber und sah Pfeil überlegen an.

Pfeil schwieg!

„Also bitte", wiederholte der Staatsanwalt dringend, „wann und wo wollen Sie den Ermordeten kennengelernt haben, ich sehe keinen Grund dafür, warum Sie uns dies nicht sagen könnten."

Pfeil umklammerte krampfhaft mit beiden Händen die Barriere der Anklagebank. Zum erstenmal wurde er für Sekunden schwankend. Wen wollte er eigentlich durch sein Schweigen schützen? Den Toten? Die Heimat? Den Ruhm und das Ansehen seiner alten geliebten Armee? Aber wenn er selbst sprechen würde, was bliebe denn seine Tat hier vor Gericht nach nüchternen Paragraphen gewertet? Doch nur ein Mord! Nein, es ekelte ihn unsagbar, hier in der Oeffentlichkeit die ganze Vergangenheit vor den sensationslüsternen Blicken aufzurollen, die ja doch für ihre Blätter alles verdrehen würden.

Willy von Pfeil war wieder ganz ruhig und sicher geworden:

„Ja, ich kannte ihn bereits vor dem Krieg, aber über die Motive, die mich zu dieser Tat zwangen, werde ich nichts aussagen. Nur eines möchte ich noch sagen: ich würde auch heute nicht anders handeln können."

Der Staatsanwalt sog mit einem leisen hörbaren Ton die Luft ein:

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie Ihre Tat nicht einmal bereuen?"

„Ja!" sagte Pfeil laut und scharf, „ich bereue sie nicht."

Ein Raunen ging durch den Saal. Der Vorsitzende schüttelte mißbilligend den Kopf, der Staatsanwalt neigte sich hintenüber und trommelte einen kurzen Marsch mit allen zehn Fingern auf der Tischplatte:

Der Verteidiger flüsterte Pfeil mit Angst in der Stimme zu:

„Um Gottes willen, warum haben Sie das gesagt, Sie verlieren ja alle Sympathien, auch die der Geschworenen."

Pfeil aber war in diesem Augenblick sehr weit fort und dachte an ganz etwas anderes . . . Er sah plötzlich seinen jungen Kameraden von Zenck vor sich, tot, mit einem kleinen runden Loch im Helmschirm und mitten in der Stirn, er sah sein kindhaftes, verwundertes Lächeln, mit dem er damals gestorben war, und ein ähnliches Lächeln stand jetzt in Willy von Pfeils Gesicht. Ein Lächeln, welches sich weder der Vorsitzende, noch der Staatsanwalt, noch die Geschworenen, noch die vielen Zuhörer deuten konnten.

„Angeklagter, alles, was Sie über die angebliche frühere Bekanntschaft mit dem Ermordeten sagen, klingt unglaubwürdig", nahm der Vorsitzende wieder das Wort, „und die Motive zu Ihrer Tat schienen klar zutage zu liegen . . . nämlich Rache aus Eifersucht."

Die Frauen im Publikum rückten sich auf ihren Sitzen zurecht, jetzt wurde es endlich wirklich interessant.

„Ich muß in diesem Zusammenhang eine Frage an Sie richten . . . verbinden Sie irgendwelche Beziehungen zu Fräulein Marie Schultze, genannt Marietta?"

Pfeil senkte den Kopf:

„Muß ich mich darüber äußern?"

„Wir können Sie nicht zwingen, aber ich glaube es ist in Ihrem Interesse, darüber auszusagen."

„Ja!" sagte Pfeil zögernd, „sie steht mir sehr nahe."

„Wußten Sie, daß Fräulein Marietta von dem Amerikaner engagiert worden war?"

„Ja!"

„Hatte Mister Kean Sie auch engagiert?"

„Nein!"

„Warum nicht, Sie sind doch ein bekannter Künstler?

„Ich weiß es nicht, aber ich hätte einen Antrag von diesem Mann auch niemals angenommen."

„Wollte Fräulein Marietta ihren Vertrag unterzeichnen?"

„Ja."

„Hat Fräulein Marietta mit dem Amerikaner einen Abend verbracht, bei dem es sehr spät wurde? Ist Ihnen davon etwas bekannt?"

„Ja, sie hat es mir selbst erzählt."

„Waren Sie da nicht eifersüchtig?"

„Nein, ich kenne Marietta."

(Fortsetzung folgt)

Bei **Fettleibigkeit** und Verstopfung, Hämorrhoiden, unreiner Haut nimm das bewährte blut-, darm- und säftereinigende **Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz.** Glas RM. 1.20 u. 2.00: für Sanatorien etc. Anstaltsp. RM. 7.15 in allen Apotheken und Drogerien.

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str. 21

„Hicoton" gegen **Bettnässen** Preis RM 2.90 Apotheke Nieheim (Kreis Höxter)

Krämpfe Fallsucht Es gibt ein Mittel, mit dem man dem Leiden wirkl. energisch entgegentreten kann: „Epilepsan" Nr. I–IV. Fragen Sie Ihren Arzt. Nur in Apoth. erhältl. Aufklärende Druckschrift durch Dr. Curt Schaefer, Fabrik pharm. Präparate, Leipzig N 21/361

Ehewillige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, distr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Briefbund Herne R Fach. 153

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heiratswünsche gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

Hausfrau, begreife: ATA spart Seife!
Warum für stark verschmutzte Hände kostbare Seife verschwenden? ATA holt Schmutz und Schmier aus der Haut und beseitigt schnell und gründlich alle Spuren schmutziger Arbeit.

MARYLAN
MARYLAN ein feststehender Begriff erfolgreicher Kosmetik

Feind bleibt Feind

Tatsachenbericht über von Kriegsgefangenen im Weltkriege verübte Sabotageakte und Fluchtversuche

Von Fritz Köhler

Briefe von Mademoiselle Luise

An einem schönen Maimorgen, der eben der Hagedorn die Blüte öffnete, stieg der Bauer August L. aus Z. abermals vom Donautal hinauf auf die Alb. Er machte diesen Weg jetzt zum vierten oder fünften Male, immer, um sein Kartoffelfeld zu besehen. Aber merkwürdig: da wollte sich nichts Grünes zeigen. Er sah dann, wie er es von altersher gewohnt war, hinauf in den Himmel: es war ein strahlend blauer Maimorgen. Es mochten etwa acht bis zehn Grad Wärme sein; just das richtige Wetter für Kartoffeln im Maimond.

Er war ein alter Bauer, dieser August L. aus Z. Er hatte in seinem Leben Tausende und Abertausende von Doppelzentnern an Kartoffeln geerntet. Er hatte seine Kartoffelschläge immer geliebt. Als ihm die „Centifolia" nicht mehr gefiel, hatte er „Odenwälder Blaue" setzen lassen. Er verstand sich auf Kartoffeln. Und nun passierte ihm etwas, das noch nie in seinem Leben vorgekommen war: der Schlag ging nicht auf.

Betrübt stieg der alte August L. wieder ins Tal hinab. Er ging zum „Ochsenwirt". Er mußte mit irgend jemandem sprechen, vielleicht bekam er einen guten Rat. Da saß der Lutz, ein Kaufmann aus Ulm. Aber der winkte nur ab: „Du erzählst nichts Neues, August!" Dann berichtete Lutz von der bayerischen Seite, wie dort die Bauern gejammert haben. Nur hie und dort hatte sich eine Pflanze aus dem Acker erhoben, alles andere schien auf eine rätselhafte Weise verhext. Nichts wuchs. „Grab' nur mal nach", rief Lutz zum August L. hinüber. „Wirst schon sehen!"

Als einige Stunden später der alte August L. mit dem Spaten sein Pflanzgut wieder aushob, hatte er Mühe, seine Saatkartoffeln wiederzufinden. Ganze Rillen waren bis zu einem halben Meter tief vergraben. Von anderem Saatgut wieder waren die Keime ausgestochen, so daß die Knollen tot waren. Und eine dritte Sorte Pflanzgut war schwarz, merkwürdig schwarz.

Dem alten August L. lief es heiß über den Rücken. Auch ihn hatte man treffen wollen. Und wie bei all den anderen Bauern lag auch hier ein ungeheuerlicher Anschlag gegen die deutsche Kartoffelversorgung vor. Es war Sabotage. Verübt von Kriegsgefangenen, die auf seinem Acker zur landwirtschaftlichen Hilfe eingesetzt worden waren.

„Falls ihr das Unglück haben solltet, in Gefangenschaft zu geraten, denkt daran, daß ihr auch in der Gefangenschaft stets der Feind unserer Feinde bleibt!" So begann im Jahre 1917 ein Erlaß des französischen Generalstabschefs Dupont an sämtliche Ententesoldaten. Und sie blieben Feinde. Etliche Wochen, nachdem der alte August L. die niederschmetternde Entdeckung von der Vernichtung seines Saatgutes gemacht hatte, kam im Gefangenenlager von R. ein Kuchen an. Es war ein schwerer Kuchen. Rosinen, sagen die Frauen, pflegen die Kuchen schwer zu machen. Aber in diesem Kuchen waren gar keine Rosinen. Man schnitt den Kuchen durch. Und damit war das Rätsel gelöst, warum der Kuchen so schwer war. Da staken plötzlich zehn „extirpateurs" im Teig, drei große Tuben mit einem rötlichen Inhalt, eine Hülse mit Anweisungen in Maschinenschrift, eine Geldtasche, die gar keine Geldtasche war, sondern ein Stempelkissen. Und dann waren noch kleine Schokoladenplätzchen dabei, harmlos in Staniol gewickelt. Aber wer auf diese Schokolade biß, bekam sie niemals durch; denn sie war seltsam genug — aus Gummi. Diese kleinen Gummischeiben waren in Wirklichkeit schwere Falsifikate deutscher Behördenstempel. Und zu diesem merkwürdigen Kuchen hatte Mademoiselle Louise einen Brief geschrieben. Das heißt, es war eine ganz besondere Louise: die Louise Nr. 302. Anscheinend die „Kuchenlouise" von Paris. Und das kleine Fräulein Louise, die in Wahrheit ein Generalstabsoffizier im Pariser Kriegsministerium war, schrieb zart zu ihrem Kuchen:

„Kartoffelaussaat: Kranke Kartoffeln heraussuchen. Sind die für die Saat bestimmten Kartoffeln beisammen, diese an der Außenhaut nahe bei den Keimen leicht ritzen, dann das offene Fleisch der gesunden Kartoffel gegen die schwarze Stelle einer kranken stark reiben. Auf diese Weise wird der Fäulniserreger der kranken Frucht in die gesunde gebracht und überträgt sich auf die Keime. Besser ist es noch, die Keime ganz zu entfernen mit Hilfe des Fingernagels, eines Messers, Holzstückchens oder des „extirpateur", der euch in Kuchen, Schokolade, usw. zugeschickt wird. . . .

Ihr erhaltet noch in Paket Bücher. Lest den Band „Les travaux des champs", Seiten 105—107. Empfehlt Sabotage in jeder Form! Ihr erhaltet Pulver in Lebensmitteln oder auch in Buchdeckeln und kleinen Glastuben. Lest Anweisungen und verwendet das Mittel sofort. Für Menschen nicht gefährlich! Instruktionen sind als militärische Befehle zu betrachten. Alle Freunde werden belohnt . . . .

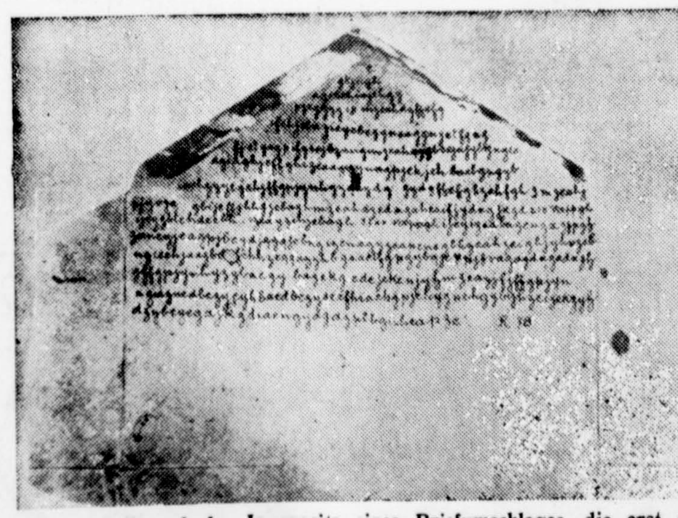
Sabotagemittel im Kuchen eingebacken
Die mit Kreuz versehenen Gegenstände sind die Keimstecher, in den Hülsen befindet sich Gift für das Vieh. **Fotos (3): Weltbild Berlin**

Ihr müßt aber immer unsere Beziehung zu euch abstreiten können. — Louise 302."

Das waren die Kuchenbriefe, geschrieben von der kleinen Mademoiselle Louise aus Paris.

Es sind danach bei der Aushebung dieser gefährlichen Sabotagegruppen Unmengen jener „extirpateurs" gefunden worden. Das waren kleine Blechhülsen, die sich die zu Kartoffelarbeiten kommandierten Gefangenen über den Zeigefinger stülpten. Oben hatten sie entweder eine Spitze oder eine scharfe Kante, so daß ein winziger Griff genügte, um den Keim aus der Kartoffelknolle zu schneiden. Diese Apparate sind in Frankreich zu Hunderttausenden hergestellt und unter Anwendung aller möglichen Tricks in die deutschen Gefangenenlager geschmuggelt worden.

Wir sind dem Leser zu diesen Briefen der Mademoiselle Louise aus Paris noch schuldig zu sagen, was auf den Seiten 105 bis 107 des Lehrbuches für den Feldbau stand: es war das Kapitel über die Kartoffelkrankheiten . . .



Geheimschrift auf der Innenseite eines Briefumschlages, die erst durch chemische Behandlung sichtbar wurde

Pauline schickt immer Schuhwichse

Der sechzigjährige Bauer E., der jetzt im Frühsommer 1917 nur noch allein auf dem großen Hof im Münsterland war — seine vier Jungen standen an der Front —, fluchte. Gestern abend war beim Nachbarn, dem alten H., die Häckselmaschine nicht von der Stelle zu bewegen, heute war offenbar er an der Reihe: sein Grasmäher lief nicht mehr. Bauer E. war abgestiegen und beklopfte die Maschine. Aber davon ging sie auch nicht. Wenn sie nun doch zu den Sensen greifen mußten, ging ihm durch den Kopf, wann sollten sie da mit dem Heu fertig werden? Das ganze Jahr fiel über den Haufen. Zwei, drei Wochen sind in dem großen Wettlauf mit dem Wettergott nicht mehr einzuholen; nach dem Bartholomäustag verliert die Sonne täglich an Kraft. Was war nur mit der Mähmaschine?

Nicht allein der alte Bauer E. stellte diese oder ähnliche Fragen. Ueberall schüttelte man die Köpfe. Da war der Fall D. Dieser Bauer ging hinaus, um seinen Rübenacker zu besehen. Aber er sah nur noch ein Bild des Jammers: aus den kleinen Pflanzen waren die Herzteile herausgebrochen. Da standen andere Bauern verzweifelt fast vor ihren Mieten, die nicht mehr eine gesunde Kartoffel bargen. Alles verfault. Die Untersuchung ergab, daß beim Einbringen in die Mieten die Haut der gesunden Knollen geritzt worden war. Immer dasselbe frevlische Spiel . . .

Bis es eines Tages nicht mehr bei den Anschlägen gegen die deutsche Kartoffel- und Rübenernte blieb. Jetzt kamen andere Hiobsposten. Von nun an schien es, als sollte das Fräulein Louise Nr. 302 in den Hintergrund treten. Jetzt sollte mit einer Kette von Attentaten der Hauptstoß gegen die deutsche Fleischversorgung gerichtet werden. Da waren ganz andere Leute am Werk.

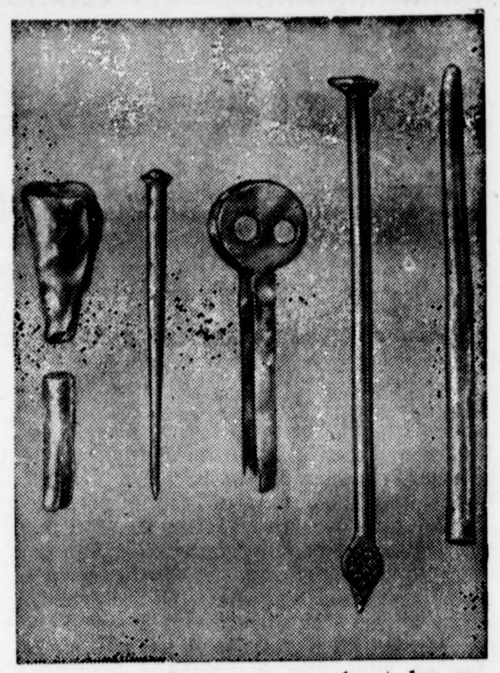
Die Tierärzte kamen von den einst schönen und stolzen Höfen nicht mehr herunter. Wenn das markerschütternde Brüllen in den Viehställen begann, sprangen die müden Bauern aus den Betten, spannten den letzten Gaul an und jagten in die nächste Stadt, den Arzt zu holen. So geschah es nicht einmal, nicht zweimal, nicht dutzend-, nein: tausende Male. Und dabei war der Befund immer der gleiche: Nägel, Schrauben, Drahtenden und Glassplitter in den Raufen der Pferde und des Rindviehs. Die alten, abgearbeiteten Bauern konnten kein fremdes Gesicht mehr in Ställe und Scheunen lassen.

Da war der Fall W. in einem stillen Heidedorf. Bauer W. mußte die beste Milchkuh notgeschlachtet werden. In den Arm voll Heu, den man ihr zur letzten Nacht gegeben hatte, war eine Handvoll Stecknadeln geworfen worden. Unter furchtbaren Qualen verreckte das Tier. Und noch ein anderer Befund der Tierärzte war immer der gleiche: Seuchen, Bazillen und Gift. In jeden unbeobachteten Eimer Wasser wurde Gift gemischt, Rotzbazillen wurden zwischen die Futtermittel geschmuggelt, selbst mit Grünspan arbeitete der Feind im Lande.

Aber je mehr sich diese Attentate gegen die Fleischversorgung von Heer und Heimat häuften, je enger zog sich der Ring um die Verdächtigen. Auf dem Hof des sechzigjährigen Bauer E. war niemand anders mehr als er, der Alte, und drei Gefangene. Die Rüben auf dem Acker des Bauern D. hatten auch nur Kriegsgefangene gesetzt. Und das Heu aus der Scheune des Bauern W. hatte auch nur ein Gefangener geholt.

Die Gefährtin des Verbrechers ist die Dummheit. Aus einem sehr undurchsichtigen „Bureau de Secours aux Prisonniers de guerre" in Bern, also einem Unterstützungsbüro für Kriegsgefangene, rollten damals unzählige Schachteln mit Schuhwichse nach Deutschland. Gewiß ist Schuhwichse harmlos, und sie hat nur eine Rolle gespielt bei jenen unglücklichen Arbeitslosen Nordamerikas, die nach dem Zusammenbruch der „Prosperity" 1929 begannen, sich die ergrauten Schläfen wieder schwarz zu färben. In jenen 125-Gramm-Schachteln aus St. Claude ist aber niemals harmlose Schuhwichse gewesen. Sondern die von P. Pauline gefüllten Schachteln waren gefüllt mit jenen verbrecherischen „Schmiermittel", das den Grasmäher des alten E. nicht mehr laufen ließ, nicht mehr das Göpelwerk des Nachbarn und nicht mehr die einfachste Häckselmaschine.

Aber ehe man diese merkwürdige „Schuhwichse", die unsere Mäh- und Dreschmaschinen zum Stocken brachte, entdeckte, kamen mit der Wichse immer Walnüsse in den deutschen Gefangenenlagern an. Wer hegt einen Arg gegen Walnüsse? Was sollte in einer Walnuß schon stecken? Lest, was in diesen kleinen, arglosen Walnüssen an Geheimanweisungen gesteckt hat:



Selbstgefertigte Instrumente zum Ausstechen von Kartoffelkeimen
In der Landwirtschaft beschäftigte Kriegsgefangene benutzten die abgebildeten Instrumente, um die Keimfähigkeit der Saatkartoffeln zu vernichten.

„. . . Schmiert die Maschinenlager mit dem übersandten Schuhkreme ein. Antwortet gleich, wenn ihr Material zu Brandstiftungen und Pastillen zur Viehverseuchung haben wollt. Bejahendenfalls werden in den nächsten Paketen Pastillen oder andere Mittel in Glastuben euch zugeschickt werden. . ." Das waren die Grüße der Madame Pauline, die immer die Schuhwichse schickte. Diese geheimnisvolle Madame Pauline hat auch Früchte an die französischen Kriegsgefangenen geschickt. Aber in den Früchten steckten kleine Aluminiumhülsen. Und diese Hülsen bargen ein verheerendes Gift. Leicht einzustreuen ins Viehfutter . . .

Es hat nach der Aufdeckung dieser „Schuhwichse"-Organisation, die sich in der Hauptsache gegen die deutsche Fleischversorgung richtete, viel Ernüchterung in den Dörfern gegeben. Die Giftmischer, das waren Leute gewesen, mit denen man an einem Mittagstisch gesessen hatte, die man ins Haus gelassen hatte, von denen Tausende gedacht hatten, daß sie kein Wässerchen trüben konnten. In Wahrheit blieb Feind immer Feind!

Geheimschlüssel 90.123 . . .

Vom Jahre 1917 an schienen in Deutschland die Gesetze der Mathematik außer Kurs zu sein. In jahrelanger Arbeit hatten die mathematischen Abteilungen der deutschen Feuer-Versicherungs-Gesellschaften die Wahrscheinlichkeit ermittelt, nach der in Deutschland ein Brand ausbricht. Diese Arbeit der mathematischen Abteilungen war der Grundpfeiler des deutschen Versicherungswesens. Aber eigenartig: von 1917 an schien das alles mit einem Male nicht mehr zu stimmen.

Da gingen östlich der Elbe Gutsscheunen mit Tausenden von Zentnern Korn in Flammen auf. Da brannten im Westen des Reiches Mühlen sonder Zahl, Vorratsspeicher und Proviantmagazine loderten auf. Es hat Fälle gegeben, wie in dem Fall des süddeutschen Ackerbürgerstädtchens T., daß um ein Haar die gesamte Stadt zu Schutt und Asche gebrannt wäre. Nur dem letzten Aufgebot und dem verzweifelten Einsatz der Ackerbürger war die Rettung des Städtchens und der Sieg über die tobende Feuersbrunst zu danken.

Wieder stand man vor einem Rätsel. Die alten Ackerbürger waren noch kurz nach dem Mittagbrot aufs Rathaus gegangen, um sich die Mahlscheine zu holen, die man beim Müller abgeben mußte, um Korn gegen Mehl zu tauschen. Es war ein stiller Septembertag. Man hatte am Morgen etwas gedroschen und wollte nun zur Mühle, um Brot aus frischem Roggen backen zu können. Wer seinen Mahlschein hatte, karrte zum Müller. Es war die alte Stadtmühle am Graben, zu der schon ganze Generationen von Ackerbürgern gekarrt waren. Der Knecht tauschte die Säcke, Korn gegen Mehl. Und die Mühle duftete von der Würze des frischen Korns.

Es kam die Vesperstunde, der Rest des Tages brach an. Die Alten zündeten ihre Pfeifchen an und schwätzten noch ein wenig. Plötzlich gellte das Feuerhorn. Es war jener durchdringende, unheimliche Ton. Die Männer sprangen auf, zogen sich die Stulpenstiefel an, warfen ihre Jacken über und setzten sich die Feuerhelme auf. Aber als sie auf die Straße traten, perlte ihnen der kalte Schweiß von der Stirn. Da brannte nicht nur die Stadtmühle, da brannte fast die halbe Straßenzeile. Wenn man an jenem Abend nicht in einem Umkreis von 50 Kilometern alle Wehren alarmiert hätte, das kleine Ackerbürgerstädtchen wäre ein Raub der Flammen geworden! Wie konnte es dazu kommen?

Die Ermittlungen gestalteten sich überaus schwierig. Bis man durch die Aussage des Ackerbürgers B. auf eine bestimmte Spur kam. Dieser schon fast 70jährige Mann mußte seinen Hof mit Kriegsgefangenen versehen. Der Alte hatte die ganze Woche hindurch Milch zur Molkerei gefahren, morgens in der sechsten Stunde begann er. Da das Pferd Zeit zum Futtern brauchte, mußte er kurz nach vier Uhr schon aufstehen. Er war nach dem Mittagessen noch aufs Rathaus gegangen, um seinen Mahlschein zu holen, aber dann war er zu müde gewesen, auch noch den Kornsack zur Mühle zu schleppen. Er hatte einen Gefangenen geschickt. Sie kannten ja Weg und Steg, und hinter jedem konnte nicht ein Landsturmmann stehen. Die Spur trog nicht. (Fortsetzung folgt.)

8. Jahrg. – Nr. 51 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 17. Dezember 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Bronzekopf

Von Lukas Nell

Kalter Wind heult um die grauen Häuser der Altstadt. Wolken jagen über den Abendhimmel, aus dessen Tiefe es wie blauschwarzes Email herableuchtet.

Schattenhaft eilt ein junger Mensch durch die winkeligen Gassen. Bisweilen tönt aus der Ferne das Klingeln der Straßenbahn; es kommt wie aus einem fremden, weiten Land.

Vor einem kleinen Kaffeehaus steht ein junges Mädchen. Aus den Fenstern fällt rotes Licht auf sie. Der junge Mensch sieht das Mädchen an; es lächelt ihm zu. Doch er eilt weiter.

Er muß zu dem alten Antiquar, heute noch, ehe die Nacht ganz hereinbricht. Denn morgen kann der Bronzekopf schon in andere Hände gegangen sein. Peter muß den Bronzekopf wieder haben; sein Zimmer ist einsam und leer, seit er ihn verkauft hat. Damals brauchte er Geld . . . Und da gab er dem alten Trödler sein Liebstes: Myrrhine, den feingearbeiteten, zarten Frauenkopf aus alter Bronze . . .

Peter tritt in das baufällige Haus und tappt die finstere Treppe hinauf. Geruch von alten Kleidern und rostigem Eisen empfängt ihn . . . Wenn nun der Alte den Bronzekopf nicht mehr besitzt? Ach, nicht daran denken! Und er klopft an die Türe; ein Schlürfen von Schritten, eine näselnde Stimme:

„Ach, der Herr hat wohl etwas zu verkaufen? Bitte, treten Sie ein! Es ist zwar spät, aber —"

„Nein, ich habe nichts zu verkaufen", sagt Peter. „Ich möchte nur den Bronzekopf zurückhaben, den ich Ihnen vor Wochen gebracht habe!"

Der Alte lacht grimassenhaft und zwinkert mit den Augen.

„Gerne, gerne! Ich bin froh, wenn ich ihn wieder los bin!"

Peter ist überglücklich, wie er das hört. Doch plötzlich geht es ihm eiskalt über den Körper; der Alte sieht ihn eigentümlich an; Haß und Wut sind in seinen Blicken. Mit rauher Stimme sagt er:

„Warum haben Sie den Bronzekopf nicht längst wieder geholt? Wissen Sie denn nicht, daß er verflucht ist? Oh, der Bronzekopf hat meinen Sohn, meinen lieben, guten Sohn verrückt gemacht!"

Er wischt sich mit der welken Hand über die Augen. Dann geht er zum Nebenzimmer, er öffnet die Tür und flüstert:

„Da, da! Kommen Sie nur, Herr, kommen Sie!"

Peter folgt ihm zögernd. Er tritt in ein dämmerig beleuchtetes, weites Gemach, und sonderbare Beklemmung erfaßt ihn. In einer Ecke des halbdunklen Raumes kauert der Sohn des Antiquars. Seine Augen leuchten wie im Fieber, vor ihm auf dem Tische steht der Frauenkopf aus Bronze. Das Metall glänzt weich und warm wie ein lebendes, sonnengebräuntes Mädchengesicht. Der Junge starrt den Kopf an; mit Grauen bemerkt Peter, daß es die Blicke eines Wahnsinnigen sind.

„Nehmen Sie den Kopf, nehmen Sie ihn schon!" schreit hastig der Alte. Peter tritt näher; der Junge springt auf und hält seine Hände krampfhaft um den Bronzekopf.

„Nein, nein!" fleht er. „Nehmen Sie ihn mir nicht! Ich liebe ihn so sehr, ich liebe ihn. Nehmen Sie ihn nicht!"

Der Alte stößt seinen Sohn zurück; mit wilder Gebärde faßt er den Bronzekopf und reicht ihn Peter.

„Da, da! Und gehen Sie schon, gehen Sie!"

Peter wirft das Geld auf den Tisch und geht. Alles scheint ihm wie in einem Traum. Er fühlt den Bronzekopf in seinen Händen, die feinen, zarten Formen, die Wangen, den Mund — Myrrhine . . . Myrrhine, sein Traum von Griechenland, von der Sonne, dem ewigblauen Himmel, sein Traum von der Schönheit, die nie stirbt . . .

Auf der Straße ist es kalt. Da kommt Peter wieder zu dem kleinen Kaffeehaus; er tritt ein und bestellt heißen Tee.

Ach, da am Nebentisch sitzt ja das Mädchen, das ihm zugelächelt hat. Peter kommt es vor, als lägen Jahre, lange Jahre zwischen diesem Lächeln und jetzt . . . Das Mädchen erkennt ihn nicht mehr, es hat einen Begleiter neben sich.

Peter raucht eine Zigarette. Eng an sich gedrückt hält er den Bronzekopf. Ein wohliges Gefühl durchströmt ihn . . .

Die Zeit verrinnt. Nur noch wenige Gäste sind im Lokal. Auch Peter will gehen, er will den Bronzekopf heimbringen. Er ist glücklich. Nun wird wieder Myrrhine um ihn sein. Da wird die Türe des Kaffeehauses geöffnet. Abgehetzt tritt der Sohn des alten Trödlers ein. Hastig blickt er nach allen Seiten. Als er Leo erblickt, leuchten seine Augen auf. Rasch eilt er auf ihn zu. Zitternd, ruckweise stößt er die Worte hervor:

„Oh, daß ich Sie noch treffe! Ich fühlte es, daß Sie hier auf mich warten würden . . . Ach, es dauerte so lange, bis ich mich von daheim fortschleichen konnte!"

Peter blickt ihn unsicher an.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Freund!"

„Ach, Sie müssen doch wissen, was ich von Ihnen will! Da, hier sind meine sämtlichen Ersparnisse! Nehmen Sie! Aber geben Sie mir den Mädchenkopf zurück! Ich will ihn ehren, pflegen, anbeten. Können Sie denn ahnen, was mir der Bronzekopf ist? Soll ich es Ihnen sagen?"

Peter schiebt das Geld zurück und lächelt dem Jungen freundlich zu; er tut ihn leid. Er will ihm etwas sagen, doch der blasse Junge fährt fieberhaft fort:

„Sie lebt, sie lebt wirklich! Es ist noch nicht lange her, da zeigte sie zuerst ihr Leben . . . Der Mond schien in das Zimmer, ich lag wach in meinem Bette. Da hörte ich ein Geräusch. Ich fuhr empor und sah, wie sie auf mich zukam, lächelnd, oh, so wunderbar lächelnd! So schön konnten nur die jungen Griechinnen sein, die vor zweitausend Jahren oder mehr lebten . . . Ja, sie war einst eine Griechin. Ich weiß ihre Geschichte, ich weiß alles. Und ich weiß auch, warum ihr Antlitz so traurig ist."

Er verstummt und starrt vor sich hin. Plötzlich sagt Peter:

„Kommen Sie, ich werde Ihnen helfen!"

Sie verlassen das Kaffeehaus; Mitternacht ist nahe. Stumm gehen die beiden nebeneinander her. Peter muß sich plötzlich mit Gewalt zurückhalten, daß er nicht auflacht, über ihn, über sich, über die Verrücktheit der Menschen, über das ganze armselige, geheimnisvolle, herrliche Leben, das ein Gaukelspiel der Gefühle und Gedanken im Menschen ist. Nun stehen sie auf der Brücke, die über den breiten Strom führt. Eiskalt weht der Wind. Hoch am Himmel stehen die Sterne. Die Wellen rauschen.

Peter streichelt den Bronzekopf. Oh, die süße Rundung der Wangen und der Mund Myrrhines!

„Ist sie nicht schön? Myrrhine!"

Sie sagen es gleichzeitig. Ihre Augen glänzen.

„Myrrhine richtet uns zugrunde . . . Wir wollen uns beide von Myrrhine trennen", sagt Peter heiser.

Der Junge blickt Peter angsterfüllt an.

„Was wollen Sie tun?" schreit er.

„Nichts anderes, mein Freund, als was uns beiden helfen soll!"

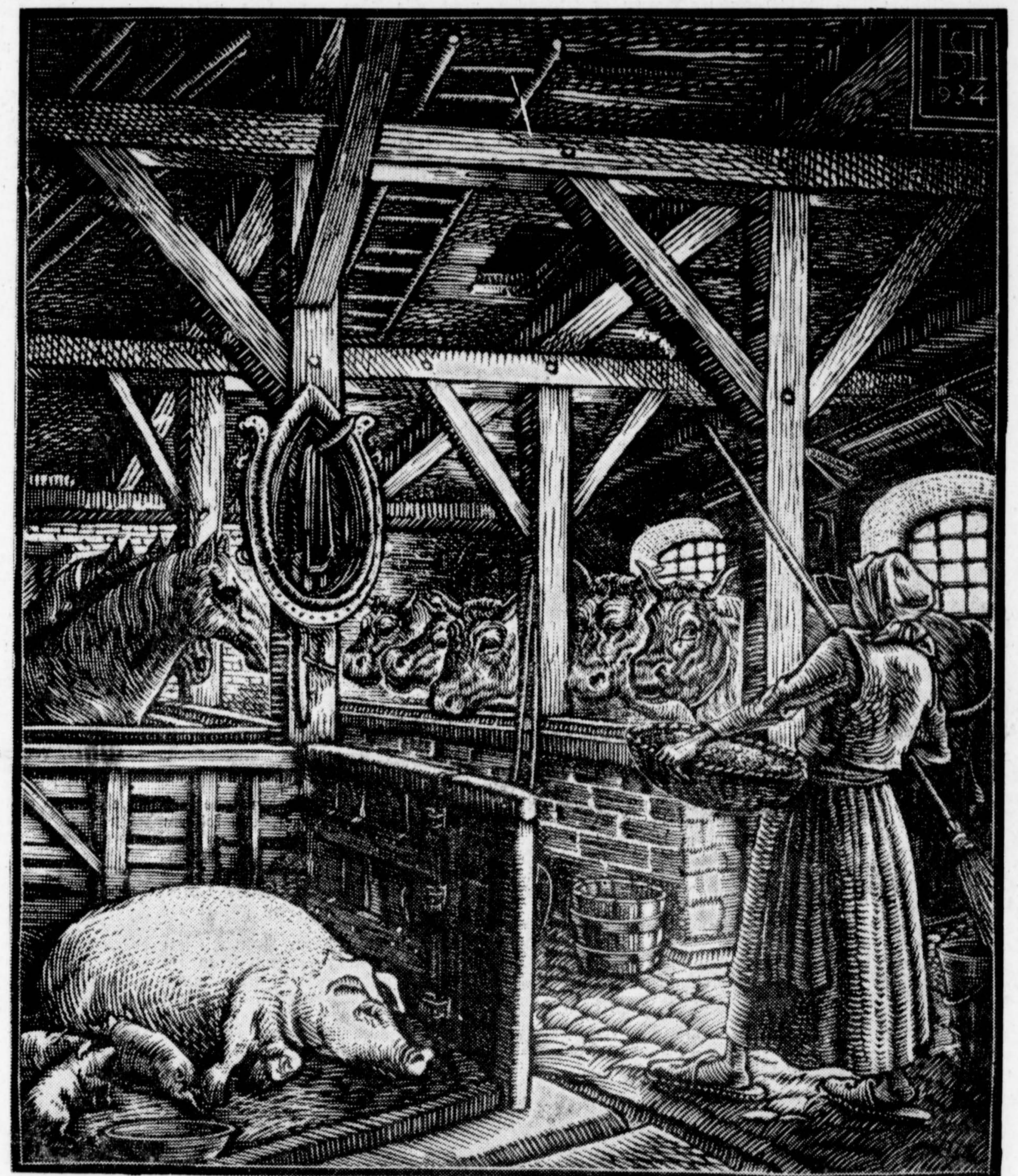
Peter sagt es mit einem seltsam freien Gefühl; dann beugt er sich über das Brückengeländer und wirft den Bronzekopf in die Nacht hinab, hinab in den Strom . . .

Der blasse Junge ist in die Knie gesunken; er preßt die Hände vor das Gesicht und weint, schluchzt.

„Sie ist tot . . . Myrrhine ist tot! . . . Was soll ich nun tun?" jammert er.

„Leben, leben!" jauchzt Peter. „Nicht das Dasein an tote Dinge hängen, an toten Dingen verträumen!"

Ganz klar leuchten die Sterne am Himmel und der Strom rauscht weiter wie früher, da noch nicht Myrrhine in sein Reich gegangen war.



Holzschnitt von Hans Jörg Schuster (Bavaria-Verlag, Gauting)

Im warmen Stall

brauchen Pferde und Vieh ihre sorgsame Pflege. Hier hat die Bauersfrau eine ihrer zahlreichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, und sie tut es mit Liebe und Eifer, denn sie weiß, wie wichtig diese Pflicht zur Sicherung der Volksernährung gerade heute ist.

Der Groschen im Kasten

Von Hans J. Toll

Wir sind unter uns, Sie können es ruhig sagen — gehören Sie auch zu denen, die immer, wenn sie telephoniert haben, nachsehen, ob vielleicht ein Groschen im Fernsprechautomaten liegt? In dem kleinen Kasten, wissen Sie, in den das Zehnpfennigstück, das wir oben in den Schlitz stecken, wieder hineinfällt, wenn wir nicht zu Worte kamen, weil Julius sich nicht meldete, Julius, Ingeborg oder wer es nun gerade war, dem wir etwas zu sagen hatten. Was mich betrifft, ich tu's, ich sehe immer nach, und ich mag Menschen nicht sehr gern, die es nicht tun. Es müssen, meine ich, mißtrauische, verdrossene Menschen sein, Leute mit einem bedauerlichen Mangel an Vertrauen und Phantasie und mit einer unzuträglichen Neigung zum Pessimismus.

Ich habe auch schon einen Groschen im Fernsprechautomaten gefunden, und ich will nicht verhehlen, daß ich ihn eingesteckt habe, ohne Bedenken und ohne jeden Aufwand an Gewissensbissen. Wenn er doch da herumlag, der

Zehner! Vielleicht hatte der Apparat nicht funktioniert, er hatte das Geldstückchen wieder herausgegeben, obwohl er es hätte behalten müssen, eine Fehlzündung war vielleicht schuld gewesen oder etwas ähnliches, was weiß ich. Es kann aber auch sein, daß der Mann, der vor mir da gewesen war, ihn vergessen hatte. Der hatte vielleicht etwas Lebenswichtiges sagen wollen, womöglich hatte er eine Liebeserklärung von sich geben wollen, das ist gar nicht ausgeschlossen, und er war nicht dazu gekommen, sein Sprüchlein herzusagen, die Dame hatte sich nicht gemeldet, schrecklich auch für sie. Und nun hatte der Mann hier vor dem Apparat gestanden, blutenden Herzens und stieren Blicks, verstört und mit einem Brett vor dem Kopf — kein Mensch hätte in einer solchen Lebensphase an den Groschen gedacht, der doch wieder in den Kasten gefallen war. Der Mann vergaß ihn, er ließ ihn liegen, und dann kam ich — ja, hätte auch ich ihn liegen lassen sollen? Ich hatte doch keine Liebeserklärung machen wollen, ich doch nicht. Und außerdem hätte ihn sonst der Nächste genommen.

Denn der hätte natürlich auch in das Kästchen gefaßt, ein so weitverbreiteter Brauch ist es, ein lustiges Spiel. Gewiß, es geht um nicht mehr als einen Groschen. Aber erstens ist ein Groschen gar nicht so wenig, man kann vier Brötchen dafür haben, eine Bahnsteigkarte, eine halbe Zigarre oder sogar eine ganze, man kann auch dafür telephonieren, und wenn man zehn Stück davon hat, ist es schon eine Mark, das muß man bedenken. Außerdem ist ein solcher Groschen aus dem Kasten ein besonderer Groschen, er macht uns viel Freude. Er hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Groschen, den wir in der Hand behalten, weil der Schaffner uns in der Straßenbahn übersieht und wir uns Mühe geben, den Schaffner zu übersehen. Denn wie es hienieden um uns Menschen bestellt ist, macht uns die Mark, die wir verdienen, nicht halb so viel Spaß wie der Groschen, der uns unverdient zufällt. Oder hat Ihnen schon irgendwer erzählt, er habe zwanzig Mark verdient? Aber wenn er umsonst in der Straßenbahn fuhr, das hat er Ihnen triumphierend berichtet.

So ist das, und darum sehen wir nach, ob ein Zehnpfennigstück im Kasten liegt. Wir haben ganz furchtbar wichtige Sachen fernmündlich besprochen, Geschäfte, bei denen von hundert Mark die Rede war, so'ne Sache, ja, aber wenn wir fertig sind und den Hörer angehängt haben — gehen wir nun stracks hinaus? Nicht doch! Wir heben den Deckel des Kästchens hoch und fingern hinein, es fehlt nicht viel, daß wir den Atem anhalten, so spannend ist es. Wollen doch mal sehen, ob da ein Zehner herumliegt.

Unter uns gesagt: selten, ganz selten liegt einer da, so gut wie nie. Fehlzündungen und Liebeserklärungen am Fernsprechautomaten kommen nicht alle Tage vor. Mit unseren Aussichten, zu einem Groschen zu kommen, ist es nicht weit her. Hunderttausend zu eins stehen sie schätzungsweise, vielleicht noch schlechter, und wenn man erwägt, daß es bestenfalls nur der Einsatz ist, den man herausbekommt, so muß man sagen, das sind ganz miserable Chancen. Das wissen wir wohl, aber wir haben unsere fröhliche Zuversicht, und verhaben unsere fröhliche Zuversicht, und vertrauensvoll blicken wir in die Welt. Es könnte ja sein — wie? Vielleicht liegt doch ein Groschen — wir wollen lieber mal nachsehen.

Höhere Gewalt

Von Otto Anthes

Mein Freund der Kapitän erzählt:

Es gibt allerlei Gewalten im Leben, und eine ist immer höher als die andere. Aber manchem Großmächtigen fällt es schwer, eine höhere über sich anzuerkennen, wie dem lübischen Senator, von dem ich erzählen will.

Die Senate der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck hatten von altersher alljährlich eine Zusammenkunft in einer der drei Städte, wobei allerlei Gemeinsames besprochen und zugleich die persönliche Bekanntschaft aufgefrischt wurde, welch letzteres auch nicht ohne Nutzen für das Gemeinwesen zu sein brauchte. Einst kamen so die Hamburger und Bremer wieder einmal zu Besuch nach Lübeck, und der lübische Bürgermeister charterte von meiner Reederei den Dampfer, den ich führte, um den Herren auf einer Rundfahrt alles zu zeigen, was die Lübecker Bucht an Bemerkenswertem aufzuweisen hätte.

Ich ließ also mein Schiff blitzblank machen und legte zur bestimmten Stunde an der Kaiserbrücke in Travemünde an, um die Herren zu übernehmen. Die hatten im Kurhaus nach hansischer Art nicht gerade schlecht zu Mittag gegessen und setzten sich in sehr guter Laune an die Kaffeetafel, die auf dem Achterdeck aufgebaut war. Es war ein überaus schwüler Nachmittag, und wir waren eben aus der schmalen Fahrrinne heraus, die nach der offenen See führt, als unvermutet schnell das Wetter auch schon einsetzte. Ein plötzlich und heftig daherfahrender Sturmstoß traf das Schiff von der Seite und legte es so weit über, daß die ganze Kaffeetafel samt Bürgermeistern und Senatoren durcheinander kollerte. Ich überließ die Herren, von denen einige leicht verletzt waren, der Stewardeß und den paar Matrosen, die zur Bedienung da waren, und eilte auf die Kommandobrücke, um meines Amtes zu walten. Drunten wurde es schnell still, indem die Herren, von der Bedienung unter Deck gebracht, sich in das Gegebene schickten. Nur ein lübischer Senator — er war ein großer Kaufmann, aber keine große Seele — der kam auf die Kommandobrücke gestürmt und grobste mich an: was das für eine Zucht sei! Er sei schon viel zur See gefahren, aber so etwas sei ihm noch nicht vorgekommen. —

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Höhere Gewalt, Herr Senator."

„Was? Höhere—?" quäkte er giftig.

Da aber im selben Augenblick ein rasendes Gewitter mit Blitz und Donnerschlag losbrach, sagte ich bestimmt: „Gehen Sie nach unten, Herr Senator!"

„Nein", schrie er, wütend wie ein kolleriger Hahn, „unter Deck gehe ich nicht bei solchem Wetter."

Ich sagte: „Dann tun Sie was Sie wollen. Bloß hier oben bleiben können Sie nicht."

Er hörte gar nicht darauf, öffnete die Tür zum Kartenhaus und rief: „Wem gehört die Kabine hier?"

„Die gehört mir", gab ich zur Antwort, immer noch gefaßt. Da war er auch schon im Kartenhaus verschwunden. Und als ich ein paar Minuten später hineinguckte, weil das Wetter nachzulassen schien, da hatte er wahrhaftig die Bettlade aufgezogen, auf der Bank notdürftig ein Bett gemacht, sich ausgezogen und sich hineingelegt.

„Hört's noch nicht bald auf?" brüllte er, als er meinen Kopf im Türspalt sah.

„Ich glaube wohl, Herr Senator", antwortete ich.

„Na, das ist auch die höchste Zeit", zeterte er. „So eine Schweinerei . . .", da hatte ich die Tür schon wieder zugeklappt. Ich hörte ihn aber drinnen weiter schelten.

Nun hatte ich mich mit meiner Beurteilung der Wetterlage aber getäuscht. Das Gewitter war nach Mecklenburg hinübergezogen, wo es ihm indes nicht zu behagen schien, denn es kehrte plötzlich um und fiel zum zweiten Male über unser Schiff her. Und diesmal so, daß auch mir und meinem Steuermann, der bei mir auf der Brücke stand, gar nicht wohl zumute war. Die Blitze schossen schier ununterbrochen ums Schiff herum ins Wasser. Und mit eins haute einer geradeswegs in unsern Mast auf dem Vorderdeck hinein. Holz krachte und splitterte, Eisenteile flogen in der Luft umher, und wir beide auf der Brücke mußten uns festhalten, um nicht umzufallen. Und da stand denn auch schon der Senator im Hemd in der Tür des Kartenhauses und blökte, auf die Ueberreste meines Mastes deutend! „Was ist denn das nun wieder?"

„Das war mein Mast", sagte ich ingrimmig.

„Und Sie haben mir gesagt", heulte er in höchster Entrüstung, „daß es bald aufhören würde."

Nun verlor aber auch ich die Geduld.

„Ich kommandiere nur hier auf dem Schiff, aber nicht im Himmel", schrie ich ihn an. „Vielleicht versuchen Sie es als Senator einmal, ob Sie etwas ausrichten da oben."

Er stierte mich an, entgeistert vor Zorn und Empörung, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht gerade jetzt ein ungeheurer Regenguß niedergegangen wäre, in dem sich allerdings die Wut des Wetters brach, der aber auch in einem Augenblick uns alle bis auf die Haut durchnäßte, den Senator im Hemd zu allererst. Ich sehe ihn noch, wie er, indem das Linnen ihm rückwärts am Leibe klebte, schamlos modelliert ins Kartenhaus entwich.

Wie das um diese Jahreszeit öfters zu gehen pflegt, lag eine Viertelstunde später wieder der schönste Sonnenschein über der Bucht, und die See war nicht mehr bewegt, als nach solchem Ungestüm unbedingt nötig ist, so daß bald meine ganze Gästeschar wie vorher am schnell neu hergerichteten Kaffeetisch saß. Ich hatte neben dem lübischen Bürgermeister auch meinen Platz wieder eingenommen.

„Na, Kapitän", sagte er, „dies war ja nun nicht vorgesehen im Programm."

„Verzeihung, Magnifizenz", erwiderte ich. „Ich sollte alles zeigen, was es auf der Lübecker Bucht zu erleben gibt. Kann ich dafür, daß ein Wetter auch dazu gehört?"

Der Bürgermeister lächelte: „Ich will ja damit auch nicht sagen, daß Sie daran schuld wären, Kapitän."

„Und wenn ich schon daran schuld wäre", erwiderte ich, „dann hätte ich Lübeck damit immer noch einen Gefallen getan. Denn wenn es gar zu glatt abgegangen wäre, dann hätten die Herren aus Hamburg und Bremen ja denken können, unsere Ostsee wäre nur ein besserer Ententümpel, und das wäre doch nicht sehr ehrenvoll für unsere lübische Seefahrt."

Da lachten sie alle, auch die, denen die Stewardeß die Schrammen mit Pflaster verklebt hatte. Nur mein Senator schoß immer noch böse Blicke auf mich, obwohl er unter seinem Frack ein frisches Hemd von mir trug, das ich ihm hatte pumpen müssen. Er hat mich auch nie wieder freundlich angesehen, ich weiß nicht ob deshalb, weil er vor meinen Augen einer höheren Gewalt unterlegen war, oder darum, weil ich ihn — modelliert gesehen hatte.

Was das betrifft, Herr Overkamp...

Von Bastian Schneider

Die allabendliche Stammtischrunde saß im Extrastüberl des „Goldenen Hirschen".

„Na, Stöger", sagte der Weingroßhändler Overkamp zu dem schweigsam vor sich hinsehenden Jüngsten der Tischgesellschaft, „was ist mit Ihnen? . . . Haben Sie das Reden verlernt?"

Rat Eisenmenger, der eben einer Zigarre die Spitze abschnitt, sah Stöger wohlwollend schmunzelnd an.

„Ihre Lotte liegt ihm im Sinn, Overkamp! Stimmt es, Stöger, hab ich's erraten?"

„Hm —" meinte der Weingroßhändler Overkamp bedächtig", — was das betrifft, hab ich mein letztes Wort noch nicht gesprochen . . . Und der gute Stöger wäre mir als Schwiegersohn nicht unwillkommen — ich fürchte nur, daß er zu wenig Geschmack hat!"

„Geschmack hat er!" scherzte der Apotheker Petersen, „Beweis dessen — Ihre Tochter gefällt ihm!"

„Halt!" lachte Overkamp, „So war es nicht gemeint! Ich wollte sagen, daß mein zukünftiger Schwiegersohn, der ja doch einmal das Geschäft übernehmen soll, ein Weinkenner sein muß!"

„Was das betrifft, Herr Overkamp", warf Klaus Stöger entschlossen ein, „was das betrifft glaube ich hinter Ihnen nicht zurückzustehen".

„Oho," brummte Overkamp gutmütig, „Sie wollen sich mit mir messen? Lieber Freund, zum Weinkenner muß man geboren sein . . ." und der Weingroßhändler Overkamp sprach des langen und breiten über verschiedene Weinsorten, deren Bukett und Alkoholgehalt und tippte mit dem Finger auf die vor ihm stehende Flasche. „Da haben Sie gleich diesen famosen Tropfen . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Overkamp," unterbrach ihn Klaus, „der Wirt führt zwei Sorten von diesem Wein . . . Den hier vom Weinbauern Graß —"

„Stimmt!" nickte Overkamp. „Und er andere ist vom Bauer Oberleitner. Zwei Weine von der gleichen Güte."

„Und doch unterscheiden sie sich!"

„Unsinn, Stöger . . . Die graßnerischen und die oberleitnerischen Rieden liegen nebeneinander! Den möchte ich sehen, der diese zwei Weine unterscheiden kann!"

„Ich kann es!" sagte Klaus einfach und der Weingroßhändler schüttelte überlegen den Kopf.

„Das bin nicht einmal ich imstande! Stöger, Stöger, nur keine unüberlegten Behauptungen! Aber wenn Sie das wirklich imstande wären — dann —"

„Wollen sehen, Herr Overkamp!" versetzte Klaus kurz entschlossen dem Kellner winkend. „Hallo, Franz, bringen Sie mir eine Flasche Oberleitnerischen . . . So, meine Herren, und nun verlasse ich den Raum . . . Sie füllen eine Anzahl Gläser aus der Flasche des Herrn Overkamp und ebensoviele aus meiner Flasche, merken sich genau, welche Gläser mit graßnerischem und welche mit oberleitnerischem gefüllt sind — und wenn ich wieder hereinkomme, werden wir das weitere sehen . . ."

Als Klaus nach einer Weile wieder in das Extrastüberl gerufen wurde, schob ihm Overkamp ein Glas hin und sagte händereibend: „So — Stöger — und nun zeigen Sie Ihre Kunst!"

„Graß!" erklärte Klaus nach einem abschmeckenden Schluck mit der Zunge schnalzend. „Graß!"

„Und das?"

„Oberleitner!"

„Donnerwetter!" rief der Rat Eisenmenger. „Der hat's heraus!"

„Zufall!" knurrte Overkamp, als aber Klaus auch weiterhin bei jedem Glas, das man ihm reichte, den Weinbauer nannte, sagte der Weingroßhändler anerkennend:

„Alle Achtung, Stöger! . . . Sie haben wirklich Geschmack! Kommen Sie morgen zum Abendessen zu uns . . ."

Nach der Verlobung, Klaus und Lotte sahen den Himmel voller Geigen, zog Overkamp den Schwiegersohn in eine stille Ecke des Salons.

„Klaus, sagte er, an seiner rötlich angehauchten Nase herumzupfend, „Klaus, nun mußt du mir aber verraten, worin der Unterschied zwischen den beiden Weinen liegt? . . . Ich kann, so viel Mühe ich mir auch gebe, nicht dahinterkommen!"

„Aber, Schwiegervater," lachte Klaus, „das ist doch ganz einfach . . . Deine Weinflasche stand damals schon eine gute Stunde vor dir auf dem Tisch, der Wein hatte Zimmertemperatur — während mein Wein, den der Kellner doch erst aus dem Keller geholt hatte — um gute fünf bis sechs Grad kälter war!"

Schicksal einer Schneider-Rechnung

Als König Friedrich Wilhelm III. einmal das damals noch zum preußischen Staate gehörige Ländchen Neuenburg in der Schweiz besuchte, kam er unvermutet in einer Schneiderrechnung. Der Hergang war der:

Ein Ortsvorsteher hatte sich zum würdigen Empfange des Königs nicht allein durch eine zu haltende Rede, sondern auch durch einen neuen Anzug vorbereitet. Der König kam, aber statt zu halten, fuhr der Wagen desselben weiter.

Der wackere Ortsvorsteher wollte aber seine Ansprache nicht umsonst aufgeschrieben haben. Flugs rannte er dem Wagen des Monarchen nach und war glücklich, als es ihm gelang, das Konzept der Rede in den Wagen zu werfen.

Wie erstaunte er jedoch, als er am nächsten Tage nach Neuenburg gerufen und ihm dort der volle Betrag seiner Schneiderrechnung auf Befehl Seiner Majestät ausbezahlt wurde.

In der Eile hatte der gute Mann statt der aufgesetzten Ansprache die Schneiderrechnung aus der Rocktasche gezogen und dem Monarchen in den Wagen geworfen.

Humor

Das Geschenk

„Geben Sie sich keinen trügerischen Hoffnungen hin. Ihr Geschenk wird die Angebetete mit Füßen treten!"

„Das erwarte ich! Ich habe vor, ihr ein Fahrrad zu schenken!" (Fliegende Blätter.)

*

Der Lehrer stellt Fritzchen folgende Aufgabe:

„Jemand kauft für 3736 Mark Waren und bezahlt die Hälfte in bar. Wieviel bleibt er schuldig?"

Meint Fritzchen:

„Die andere Hälfte, Herr Lehrer."

*

Sie: „Gestern nacht bist du aber schwer geladen nach Hause gekommen."

Er: „Ich wüßte nicht!"

Sie: „Verstell' dich doch nicht. Du bist gleich mit einem Satz ins Bett gesprungen!"

Er: „Was will das schon sagen!"

Sie: „Da, wo du hinsprangst, war nämlich gar kein Bett."

Der Diebstahl

Bei Rohrdommels ist große Gesellschaft. Plötzlich dringen Diebe ein, und während einer mit vorgehaltenem Revolver die Gesellschaft in Schach hält, entledigt der andere sie allen Geldes und Schmucks.

Quick, der ebenfalls unter den Gästen war, erzählt anderen Tags die Sache seinem Freund Schick:

„So eine Gemeinheit", schimpft er, „einfach den Leuten die Sachen zu stehlen."

„Was haben sie dir denn abgenommen?" fragt Schick.

„Denk dir nur die Frechheit", jammert da Quick, „zwei nagelneue silberne Löffel."

*

„Mein lieber Sohn", schrieb der Vater, „denke stets daran: wenn du den Wert des Geldes richtig schätzen willst, so borge dir welches!"

Nach zwei Wochen kam die Antwort: „Lieber Vater! Habe mir fünfzig Mark von einem Freund geborgt. Was soll ich nun weiter machen?" (Berliner Illustrirte Zeitung.)

„Wenn du schön artig bist, Paulchen, bringt dir der Storch ein Brüderchen", sagt der Vater. Paulchen ist artig. Acht Tage lang. Dann liegen zwei Brüderchen in der Wiege. Meint Paulchen zu seinem Papa: „Jetzt bin ich wohl zu artig gewesen?"

(Lustige Blätter.)

*

„Also, Vater Veron, sind Sie zufrieden? Was machen die Hühner, die Enten und die Kühe?"

„Ehe ich Ihnen antworte — fragen Sie mich als Freund oder als Steuerbeamter?"

(Ric et Rac.)

*

„Ich sage Ihnen jetzt zum letzten Male, daß ich mich nicht von Ihnen küssen lasse!"

„Aha! Ich wußte ja, daß Sie einmal schwach werden würden!"

(Berliner Illustrirte Zeitung.)

*

Lehrer: „Kinder, also ihr wißt, daß man Papier nicht auf die Straße werfen darf!"

Paulchen: „Herr Lehrer, ich falte es immer schön zusammen und stecke es in den nächsten Briefkasten!"

Krollers bekamen Besuch

Kroller fragte: „Trinken Sie lieber Bier oder einen Schnaps?"

„Lieber und!" sagt der Besucher.

(Berliner Illustrirte Zeitung.)

*

Frau Fummel war entsetzt: „Warum versuchten Sie denn nicht, Ihre Schwiegermutter herauszuholen, als sie in den Fluß fiel?"

„Das wagte ich nicht", gestand Gleisberg, „ich konnte ihr nämlich niemals etwas recht machen!"

„Zum Donnerwetter, Boy, stoppen Sie doch den Fahrstuhl nicht so mit einem Ruck."

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH, Paderborn. Verlagsdirektor: Albert Paul, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil: Georg Volgt, sämtlich in Paderborn. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

9. Fortsetzung

„Haben Sie nicht ganz knapp vor der Tat mit Fräulein Marietta auf dem Freigelände eine sehr erregte Auseinandersetzung gehabt?"

„Ja!"

„Na, sehen Sie, das Ganze gibt doch ein klares Bild, daß Sie doch eifersüchtig waren, vielleicht auch Grund dazu hatten."

„Nein, ich war es in keinem Augenblick!"

„Das klingt durchaus unglaubwürdig. — Wenn Sie dies leugnen, dann wollen Sie uns einmal jetzt erklären, warum Sie als Darsteller, zu einer Filmaufnahme, in der rückwärtigen Hosentasche eine scharf geladene Pistole bei sich trugen? Sie mußten doch damit eine Absicht verbinden, Sie mußten einen bereits vorher gefaßten Plan zur Ausführung bringen wollen, als Sie die Pistole zu sich steckten! Dieser Umstand ist es ja auch, weswegen Sie heute unter der Anklage des „vorsätzlichen Mordes" hier vor uns stehen. Ihre Tat schließt dadurch eine Affekthandlung aus, die wahrscheinlich nur „Totschlag" bedeutet hätte."

Fieberhaft schrieben die Leute der Zeitungen mit. Es war in dem Saal drückend schwül geworden, und eine ungeheure Spannung lag in der Luft, als ob sich ein Gewitter entladen müsse.

„Bitte, äußern Sie sich jetzt dazu", schloß der Vorsitzende seine Fragen ab. Ruhig, und ohne eine Sekunde zu zögern, gab Pfeil zur Antwort:

„Daß ich die Pistole bei mir trug, war nur ein Zufall." Einige der Geschworenen wiegten die Köpfe und flüsterten sich leise Bemerkungen zu. „Es war für mich ein glücklicher Zufall!" sagte Pfeil mit erhobener Stimme, „denn sonst hätte ich die Pistole erst aus meinem Auto holen müssen, und wer weiß, ob der Mann dann seinem verdienten Schicksal nicht entgangen wäre."

Aergerlich unterbrach ihn der Vorsitzende: „Ihre Aussage ist zynisch. Es war für Sie, wenn überhaupt, so ein durchaus unglücklicher Zufall, denn er hat Sie hierher gebracht, aber, bitte weiter."

„Ja", fuhr Pfeil fort, „ich hatte die Pistole ursprünglich in der Seitentasche meines Autos. Vor einiger Zeit wurde mir aber bereits eine Pistole aus dem Auto gestohlen, darum, und, um einen eventuellen Unglücksfall durch Unbefugte zu verhindern, steckte ich sie zu mir."

„Gerade an diesem Tag, an demselben Tag, an dem Fräulein Marietta ihren Vertrag unterzeichnen, und der Amerikaner abreisen wollte, also im letzten Augenblick, wo die Möglichkeit für Sie bestand, die Tat zu verüben, steckten Sie die Pistole „zufällig" zu sich?"

Pfeil nickte.

„Sie geben an, daß Ihnen früher schon einmal eine Pistole aus Ihrem Wagen entwendet wurde. Wann war das, und was war das für eine Waffe?"

„Es war im Monat März, und die Waffe war eine kleine Browningpistole."

„Sie haben natürlich sofort die polizeiliche Anzeige von diesem Diebstahl erstattet?"

„Nein!"

„Dann haben Sie doch wenigstens mit jemandem darüber gesprochen oder sich nach dem Verbleib der Pistole erkundigt?"

Pfeil dachte kurz nach:

„Ich glaube, nein, ich wollte niemandem Ungelegenheiten bereiten."

„Das ist doch sehr merkwürdig, ganz abgesehen davon, daß Sie zu der polizeilichen Meldung verpflichtet gewesen wären."

Willy von Pfeil zuckte die Achseln.

„Sie besitzen natürlich einen Waffenschein? Wann und wo haben Sie sich dann die neue Pistole gekauft, die Firma müssen Sie doch wissen, und Sie besitzen ja wahrscheinlich auch einen Kassenzettel?"

„Nein, ich habe mir keine neue Pistole gekauft, weil ich noch eine besaß."

Vorsitzender, leicht ironisch:

„Sie verfügen scheinbar über ein ganzes Arsenal?"

„Ich sehe ein, daß der Schein gegen mich spricht, aber ich besaß diese beiden Pistolen schon viele Jahre, ich habe sie seinerzeit noch in Oesterreich gekauft."

„Also auch diese?" Der Vorsitzende wog die Mordwaffe, die vor ihm auf dem Tisch lag, in der Hand. „Es ist eine kleine Waltherpistole, Modell 9, Kaliber 6,39 Millimeter."

„Ja", sagte Pfeil.

„Also: Vor vielen Jahren haben Sie diese beiden Waffen in Oesterreich gekauft, den Diebstahl des Browning haben Sie polizeilich nicht gemeldet und auch mit keinem Menschen darüber gesprochen? — Tja, Angeklagter, diese Erzählung von dem Diebstahl des Browning wird Ihnen schwerlich jemand glauben können. — Nun aber zu etwas anderem: Die Anklage steht auf dem Standpunkt, daß Sie die Tat nur aus Eifersucht, bzw. Rache und vorsätzlich verübt haben. Wir werden ja die Zeugin, Fräulein Marietta, darüber hören" Pfeil lächelte:

„Auch Fräulein Marietta wird meine Worte nur bestätigen müssen, daß ich niemals eifersüchtig war. Ich selbst kann unter meinem Eid erklären, daß ich den Mann weder aus persönlicher Rache, noch aus Eifersucht erschossen habe."

„Eine Frau hat also mit Ihrer Tat nichts zu tun?"

Pfeil stutzte. Er fuhr sich über die Stirn, auf der Schweißperlen standen, preßte die Hände ineinander und schien unschlüssig.

„Na?" sagte der Vorsitzende gütig, „vielleicht entschließen Sie sich doch endlich." Pfeil wandte den Kopf vom Fenster ab und sah dem Vorsitzenden voll in die Augen:

„Mit einer Frau vielleicht doch, aber niemals in erster Linie." Er sprach so leise, beinahe flüsternd, daß die Zuhörer ihn kaum verstehen konnten. „Aber das liegt so weit zurück, und eben darüber will ich mich nicht äußern."

„Leider machen Sie es uns sehr schwer!" sagte der Vorsitzende mit Ungeduld in der Stimme. „Allerdings hatten Sie bisher in der Voruntersuchung abgestritten, daß Ihre Tat mit einer Frau überhaupt etwas zu tun hat. Jetzt geben Sie dies wenigstens zu. Wie wollen Sie diesen Widerspruch erklären?"

„Man hat mich nur nach Fräulein Marietta und nach Fräulein Käthe Füßli gefragt, und ich erkläre nochmals, daß diese beiden Damen mit der Tat nichts zu tun haben."

Der Staatsanwalt bat abermals, an den Angeplagten einige Fragen richten zu dürfen:

„Sagen Sie einmal, Angeklagter, da hat sich doch in dem Filmatelier eine heftige Szene zwischen diesen beiden Damen abgespielt, zu der scheinbar Sie die Veranlassung gegeben haben? Demnach hat es den Anschein, als ob auch Fräulein Füßli Ihnen nahestand?"

„Nein, niemals!" gab Pfeil, ehrlich erstaunt, zur Antwort, und jetzt lächelte er zum zweiten Male während seiner Vernehmung. „Dies ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil Fräulein Käthe Füßli die Braut eines meiner besten Freunde ist. Die Verlobung hat sogar in meinem eigenen Hause stattgefunden."

Auch der Staatsanwalt lächelte jetzt, aber sarkastisch und überlegen:

„Ueber diesen Punkt werden wir noch Fräulein Füßli selbst und Ihren guten Freund, Herrn Peter Stohansl, hören. So, wie Sie die Sache darstellen, ist sie nämlich auch nicht."

„Wieso nicht?"

Der Vorsitzende unterbrach: „Sie werden ja selber Gelegenheit haben, das alles von den Zeugen zu hören. Wir schreiten nun zur Zeugenvernehmung. Ich bitte als erste Zeugin Fräulein Marie Schultze, genannt Marietta, aufzurufen."

Als der Gerichtsdiener den Saal verließ und eine kleine Pause eintrat, erwachten die Zuhörer, die mit angespannten Nerven den Vorgängen gefolgt waren, wie aus einem Traum. Es erhob sich wieder das leise Raunen und Flüstern, man setzte sich zurecht, die Frauen griffen zu ihren Puderbüchsen und Lippenstiften.

Pfeils Aussagen hatten die Sache noch rätselhafter gestaltet, und er hatte sich selbst sehr schwer geschadet. Vielleicht waren gerade deswegen die Sympathien des Publikums restlos auf seiner Seite. Man fand auch: So sah kein Mörder aus, und so sprach auch kein Mann, der ein Verbrechen auf dem Gewissen hat, wenn auch daran nicht zu zweifeln war, daß er den Amerikaner erschossen hatte.

Marietta betrat den Saal. Sie war kaum geschminkt und sah unnatürlich blaß aus. Tränen hatten feine Linien in den aufgelegten Puder gezogen, nur ihr Mund leuchtete blutrot, aber die großen Augen waren trübe vom Weinen geworden.

Zögernden Schrittes durchmaß sie den Saal und stand nun vor dem Gerichtshof. Sie blickte zu Pfeil hinüber, und jetzt sah auch er sie an, so voller Liebe, so voller Güte, als wolle er sie stärken, als wolle er ihr sagen: sei nur ganz ruhig, es wird schon alles wieder gut und wir werden dann zusammen wieder in Liebe vereint an diese schwere Zeit als an etwas Vergangenes denken.

Der Vorsitzende nahm das Wort:

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie über Dinge, die Ihnen schaden könnten, nicht auszusagen brauchen, aber alles, was Sie hier vorbringen, muß die lautere Wahrheit sein, weil Sie eventuell sogar unter Ihrem Eid aussagen müssen."

„Ja!", flüsterte Marietta.

„Ich bitte Sie, uns zu sagen, was Sie über die Tat des Angeklagten wissen, Sie waren ja Zeugin der Tat!"

„Ja", sagte Marietta erregt, „Willy von Pfeil ist natürlich vollkommen unschuldig." Der Vorsitzende und die Beisitzer, sogar der Staatsanwalt und die Geschworenen verbissen nur mit Mühe ein Lächeln.

Der Vorsitzende unterbrach sie.

„Ich werde doch lieber Fragen an Sie stellen, denn, wenn der Angeklagte unschuldig wäre, so müßte der Amerikaner noch leben, was leider nicht der Fall ist. Sagen Sie also bitte: aus welchem Grunde hat Ihrer Ansicht nach der Angeklagte Mister Kean erschossen?"

Wie aus der Pistole geschossen kam Mariettas Antwort:

„Natürlich nur aus Eifersucht, natürlich nur meinetwegen!"

Im Saal entstand lebhafte Bewegung, denn gerade das hatte ja der Angeklagte eben ganz energisch geleugnet.

„Nur meinetwegen", wiederholte Marietta noch einmal, „nur ich bin schuld, wäre ich nicht so entsetzlich ehrgeizig gewesen, was ich jetzt tief bereue, wäre bestimmt nichts geschehen. Ich habe ihn so oft gebeten und angefleht, doch mit hinüberzukommen, aber er wollte ja nicht! Da hätte ich nachgeben müssen. Wenn ich geahnt hätte, daß er so etwas furchtbares plant, hätte ich mit Freude auf meine Karriere und Amerika verzichtet."

Mariettas Worte überstürzten sich, denn sie wollte so vieles und alles auf einmal sagen, von ihrer großen Liebe sprechen und ihn entlasten. Der Vorsitzende sah stets gleichmäßig gütig aus und ließ sie reden.

Der Staatsanwalt aber lächelte wieder sein sarkastisches Lächeln und machte sich eifrig Notizen. Auch Willy von Pfeil lächelte, aber gütig und verstehend, nur sein Verteidiger fuhr sich verzweifelt in die Haare.

Jetzt unterbrach der Vorsitzende die stets eifrig weiterredende Marietta, der die Tränen über die Backen liefen.

„Sie sind also sicher, daß irgendein anderes Motiv zu der Tat des Angeklagten vollkommen ausgeschlossen ist?"

„Ja, vollkommen ausgeschlossen, nur ich trage die Schuld und bereue es tief!"

„Dann wundern Sie sich wahrscheinlich auch gar nicht darüber, daß der Angeklagte zu der Filmaufnahme eine scharf geladene Pistole in der Tasche trug?"

Marietta zögerte, wurde rot, überlegte, dann fuhr sie zaudernd und mit unsicherer Stimme fort:

„Auch daran habe sicher nur ich die Schuld, weil ich ihn bei unserer letzten Aussprache in dem Wäldchen aufs äußerste gereizt hatte. Um Gottes willen, ich wollte doch nur, daß er mitkommen sollte."

Abermals fiel ihr der Vorsitzende ins Wort:

„Sie meinen also, daß der Angeklagte, sagen wir einmal, so verzweifelt in dem Gedanken daran war, Sie zu verlieren, daß er keinen andern Ausweg mehr sah, als den Amerikaner zu erschießen, so stellen Sie sich das vor?"

Marietta nickte unter Tränen:

„Wenn ich es geahnt hätte, aber er hat mich ja nicht einmal gebeten, hierzubleiben, was mich natürlich damals nur noch mehr gereizt hat." Sie schluchzte.

„Hat Ihnen der Angeklagte jemals gesagt, daß er diesen Herrn Kean von früher kannte?"

„Nein!", sagte Marietta bestimmt. „Im Gegenteil, er hat immer gesagt, daß er ihn noch niemals im Leben gesehen hat, und wenn alle amerikanischen Filmproduzenten so unsympathisch wären, wie dieser Mister Kean, brächten ihn keine zehn Pferde hinüber."

Der Staatsanwalt schrieb emsig auf einen Bogen, der Vorsitzende legte bedächtig die Hände zusammen und sagte, teils zu Marietta, teils zu Pfeil gewendet:

„Es ist sehr interessant, was Sie aussagen. Sie sind also ganz sicher, daß der Angeklagte den Amerikaner früher niemals in seinem Leben gesehen hat?"

„Ganz bestimmt nicht, er hätte es mir doch sofort erzählt."

Jetzt wandte sich der Vorsitzende zu Pfeil:

„Angeklagter, was haben Sie auf diese ganz klare Aussage zu erwidern?"

Willy von Pfeil erhob sich und sah noch immer mit dem gütig nachsichtigen Lächeln Marietta an:

„Die Aussage des Fräuleins Marietta stimmt und ist vollkommen richtig!"

„Nicht wahr, Raubritter?" entfuhr es Marietta. Aus den Reihen der Zuhörer ertönte unterdrücktes Lachen, was der Vorsitzende jedoch sofort sehr energisch rügte und damit drohte, den Saal räumen zu lassen.

„Wollen Sie sich zu der Aussage des Fräuleins Marietta äußern?" fragte der Vorsitzende Willy von Pfeil.

„Ja! Es ist natürlich eine Verkettung von unglücklichen Umständen, die mich scheinbar belasten. Ich habe ja bis zum letzten Tage den Mann tatsächlich nicht erkannt, wie ich bereits angegeben habe. Als ich ihn dann plötzlich erkannte, mußte ich handeln, ob ich wollte oder nicht, ob es richtig war oder falsch, ich konnte nicht anders!"

„Ja, ja", sagte jetzt selbst der freundliche Vorsitzende etwas ironisch, „und da trugen Sie eben ganz zufällig die geladene Pistole bereits schon in der Tasche."

„Ja", sagte Pfeil ernst und ruhig. Der Vorsitzende schüttelte abermals den Kopf. Pfeils Verteidiger sprang auf und bat, einige Fragen an die Zeugin richten zu dürfen:

„Sind Sie der festen Ueberzeugung, das volle Vertrauen des Herrn von Pfeil besessen zu haben?"

„Ja!" gab Marietta mit fester Stimme zur Antwort.

„Also wußten Sie auch, daß er in Wirklichkeit Lerchenau heißt?"

Marietta wurde sehr verlegen und suchte vergeblich nach Worten . . . der Verteidiger wiederholte:

„Bitte, wußten Sie es oder nicht?"

„Nein!" Marietta war sichtlich hilflos, sie stockte und stammelte: „Er wird wahrscheinlich einen Grund dafür gehabt haben, es mir zu verschweigen . . . ich weiß nicht . . . ich glaube . . ."

„So, das genügt mir", unterbrach sie der Verteidiger, „ich halte dies später für ausschlaggebend wichtig."

„Ich auch!" fiel der Staatsanwalt mit schneidender Stimme ein. „Dann wußten Sie, Zeugin, wahrscheinlich auch nicht, daß der Angeklagte ein sehr kostbares Schmuckstück an eine andere Dame verschenkte, während er zu Ihnen Beziehungen unterhielt?"

Willy von Pfeil sprang mit totblassem Gesicht auf:

„Das ist nicht wahr, das ist eine infame . . ."

Der Vorsitzende schlug mit der Hand auf den Tisch:

„Angeklagter, Sie haben zu schweigen!"

Der Staatsanwalt fuhr unbeirrt fort:

„Sie selbst fanden doch in Fräulein Füßlis Tasche einen kostbaren Ring?"

„Ja . . . aber . . ."

Staatsanwalt: „Sie waren sehr eifersüchtig — es hatte eine Szene zwischen Ihnen und Fräulein Füßli gegeben . . ., warum waren Sie so eifersüchtig?"

Marietta stotternd: „Weil ich überhaupt daran leide . . . und weil ich mir einbildete, daß . . ."

Staatsanwalt: „Eben, weil Sie sich einbildeten, daß dieser Ring von dem Angeklagten stammt. Sie wissen also heute noch immer nicht, wie Fräulein Füßli in den Besitz des Ringes gekommen ist?"

Marietta schluchzend: „Nein, ich weiß es nicht!"

Da sprang der Verteidiger auf: „Ich muß mich ganz energisch gegen diese Fragen des Herrn Staatsanwalts verwahren, ich verstehe überhaupt nicht, was dieser Ring mit der ganzen Sache zu tun haben soll?"

Der Staatsanwalt lächelte nur: „Viel . . . Sehr viel sogar, denn dieser Ring wird als Beweismittel noch eine große Rolle spielen. Fräulein Marietta hat meiner Ansicht nach Grund zur Eifersucht gehabt, durch diesen Ring werde ich weiter beweisen, daß die mysteriösen Angaben des Angeklagten über die Motive seiner Tat falsch sind. Aber dazu komme ich später."

Willy von Pfeil versuchte vergeblich, noch einen Blick von Marietta zu erhaschen, als sie jetzt, total zusammengebrochen, schwankend und schluchzend den Saal verließ.

Die Bleistifte der Berichterstatter flogen über die Blätter, denn das war ja wieder eine ganz neue, wichtige Wendung. Von einem Ring, der dazu eine ausschlaggebende Rolle spielen sollte, hatte noch kein Mensch etwas gehört. Auch des Publikums hatte sich eine ungeheure Spannung bemächtigt.

Vor dem Zeugentisch stand jetzt der Produktionsleiter Degenhardt.

Seine Aussage wirkte im Gegensatz zu der von Marietta wie eine Bombe und veränderte abermals das bisherige Bild des Prozesses. Degenhardt gab klipp und klar zu Protokoll:

(Fortsetzung folgt)

MARYLAN
MARYLAN ein feststehender Begriff erfolgreicher Kosmetik

Feind bleibt Feind

Tatsachenbericht über von Kriegsgefangenen im Weltkriege verübte Sabotageakte und Fluchtversuche

Von Fritz Köhler

Der Verdächtigte bestritt natürlich. Aber dann fand man bei ihm einen winzigen Papierstreifen. Auf diesem Streifen stand — maschinengeschrieben — ein tolles Kauderwelsch. Es lautete: „Cher ami! Meas cwqépddje dpbhnjpjx dhgjs njppj é oéwpj epbljn é obpsjs bh kbpes kés méaqjpjm . . .“ In diesem Stile ging es weiter. Der Gefangene antwortete, er wüßte auch nicht, was das heißen solle. Französisch sei das nicht. Was ihm jeder glaubte.

Der Mann, der sich sehr sicher fühlte, hatte offenbar alle Spuren verwischt. Man fand bei ihm nur noch eine kleine Arzneischachtel. Da wären seine Verdauungspillen drin, sagte er. Als Hersteller dieser Pillen zeichnete ein Msr. F. Grenier aus St. Claude (Jura). Und dieser Monsieur Grenier hatte auf die Pillenschachtel noch ein Rezept geschrieben. Das begann mit der ebenso bemerkenswerten wie außergewöhnlichen Formel „Cachet 90.123 . . .“ Seit wann signierte die die pharmazeutische Fabrik F. Grenier in St. Claude ihre Abführmittel handschriftlich? In Wirklichkeit war diese Nummer der Geheimschlüssel für die Entzifferung des Kauderwelschs auf dem Papierstreifen!

„Ihr könnt auch kleine Brandhülsen erhalten, die erst nach drei bis fünf Stunden zur Brandstiftung kommen. Legt sie in die Wirtschaftshöfe und in die Eisenbahnwagen, besonders bei abfahrbereiten Zügen. Eure Taten werden erfolgsgemäß belohnt werden! Schreibt immer, was ihr benötigt; ich werde euch alles in großen Mengen schicken. Schließlich müßt ihr dahin kommen, daß bei allen Arbeitskommandos die Wirtschaftshöfe durch Brand zerstört werden und das Vieh im Feuer mitgetötet wird.

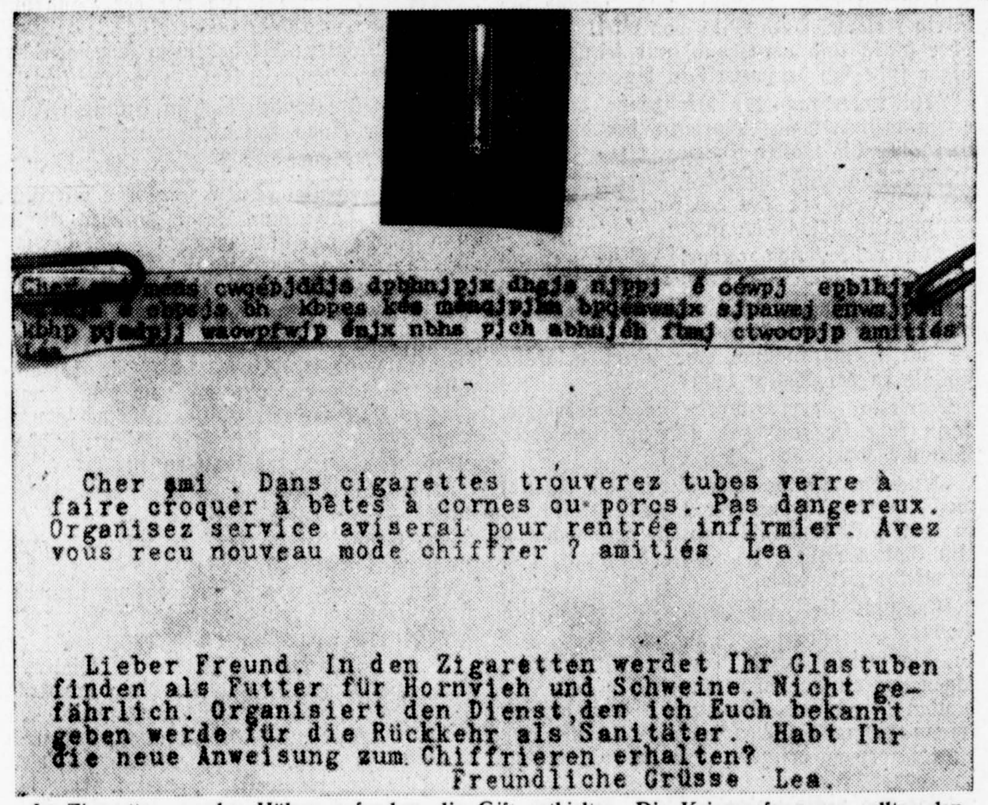
Laßt nichts unversucht! Das wird und muß den Gegner wie ein Blitzstrahl treffen, der das ganze deutsche Volk niederschlägt. Erzieht euch treue Freunde! Ihr arbeitet dadurch für den Sieg unseres Vaterlandes! . . .“

Man fand später diese Brandhülsen, die mit Zeitbrenner versehen waren. Es waren fingergroße Hülsen aus schwarzer Pappe. Sie bildeten vielleicht die kleinsten, je hergestellten Minen. Sie zündeten jedenfalls nach dem Prinzip des Brennzünders. Der kriegsgefangene Saboteur hatte nichts weiter zu tun, als den oberen Deckel abzulösen. Dann kam eine Glasspitze zum Vorschein, die abgebrochen werden mußte. Jetzt mußte die Hülse in die brennbare Masse gesteckt werden. In der Hülse war eine Flüssigkeit, die sich unter dem Einwirken der Luft entzündete. Die Menge genügte, um eine Stichflamme von etwa fünf Minuten Brenndauer zu erzeugen. Es war kein Zündholz mehr nötig, kein Talglicht, kein Petroleum oder Benzin. Der Monsieur Grenier aus St. Claude lieferte ganz raffinierte Sachen!

Der Saboteur war bei diesen Brandhülsen mit Zeitbrenner sogar sicher, nicht auf frischer Tat ertappt zu werden. Denn es gab drei Sorten dieser Hülsen. Eine mit dem Aufdruck „2½“, andere mit dem Aufdruck „3¼“ oder „3½“. Diese Ziffer bedeutete die Stundenzahl, nach deren Ablauf erst die Stichflamme aufloderte. Wenn also bei dem eben geschilderten Mühlenbrand eine „Hülse 3½“ benutzt worden war, dann war erst in den Abendstunden mit einer Zündung zu rechnen. In dieser Zeit hatte sich der Brandstifter längst aus dem Staube gemacht.

Dabei bedeuteten diese sich häufenden Scheunen- und Mühlenbrände noch nicht einmal den Gipfelpunkt der Sabotage. In Paris registrierte man vielmehr genau alle jene Fälle, bei denen es zu kombinierter Anwendung von Viehverseuchung und Brandstiftung gekommen war. In einer abgefangenen Sendung harmlos erscheinender Hustenpastillen hieß es nämlich: „In Landwirtschaftsbetrieben erst dem Vieh die Pastillen geben und dann Brandhülsen legen. Man wird die Tiere woanders unterbringen, dann stecken sie noch einen anderen Stall an . . .“

Dem Feind war jedes Mittel recht, um den deutschen Widerstand — auch durch seine Gefangenen hinter der Front — zu brechen. Auf die abenteuerlichste Art wurden von besonderen Brandstifterzentralen im feindlichen Ausland Zündschnüre, Lunten, als Schokolade getarnter Hartspiritus, paraffingetränkte Maiskolben oder Heizkörper gesandt, die angeblich zum Aufwärmen von Konserven dienen sollten. In Wirklichkeit ließen sich alle diese mit Stearin, Paraffin und dergleichen getränkten Brandkörper aufrollen und als Zündschnur verwenden. Und wenn weder Brandhülsen noch Zündschnüre in die Gefangenenlager geschmuggelt werden konnten, dann versuchte man es mit Brenngläsern. Also Sabotage auf jeden Fall und unter allen Umständen!


Cher ami . Dans cigarettes trouverez tubes verre à faire croquer à bêtes à cornes ou porcs. Pas dangereux. Organisez service aviserai pour rentrée infirmier. Avez vous recu nouveau mode chiffrer ? amitiés Lea.

Lieber Freund. In den Zigaretten werdet Ihr Glastuben finden als Futter für Hornvieh und Schweine. Nicht gefährlich. Organisiert den Dienst,den ich Euch bekannt geben werde für die Rückkehr als Sanitäter. Habt Ihr die neue Anweisung zum Chiffrieren erhalten?
Freundliche Grüsse Lea.

In Zigaretten wurden Hülsen gefunden, die Gift enthielten. Die Kriegsgefangenen sollten den Inhalt in das Viehfutter mischen. Fotos (3): Weltbild Berlin

Wer sich ausschloß, hatte die Drohungen des französischen Generalstabschefs Dupont zu fürchten. „Wir kennen genau die Unwürdigen“, schließt sein Erlaß von 1917, „die den deutschen Behörden dienstbar gewesen, die im Lager die Rolle eines Verräters und Angebers spielten. Diese Leute sollen sich keiner Täuschung hingeben: ihre Verbrechen werden nicht ungesühnt bleiben, sie werden später gebrandmarkt und bestraft werden, wie sie es verdient haben!“ Soweit Dupont.

Mixedpickles mit kleinen Stempeln

Auf einem kleineren, etwas entlegenen Bahnhof an der bayerisch-schweizer Grenze fiel dem diensttuenden Unteroffizier der Bahnhofskommandantur ein dreiköpfiger Transport auf. Die Leute schienen an sich in Ordnung, zumal der Transportführer in der Uniform eines bayerischen Unteroffiziers ein flüssiges Deutsch sprach. Nur eins fehlte diesem „Transportführer“: ein Seitengewehr. Unserem Bayer schoß nur ein Gedanke durch den Kopf: wo gibt's denn sowas!

Als er den „Transportführer“ ohne Seitengewehr zur Legitimierung aufforderte, sollte er jedoch sein blaues Wunder erleben, wie man so sagt. Der „Transportführer“ zog folgendes Dokument aus der Tasche:

II. Bayerisches A. K. Würzburg.
Gegenspionagedienst.

Ausweis

Der Unteroffizier Klee (beglaubigter Beamter beim Spionagedienst) befindet sich zwecks Ausführung eines ihm anvertrauten Auftrages auf dem Marsch.

Alle Behörden werden ersucht, ihn ungehindert reisen zu lassen und ihm nötigenfalls Schutz und Hilfe zu gewähren, ungeachtet dessen, wie sein Aussehen unter Umständen sein mag.

Würzburg, den 12. April 1918
(Stempel) (Unterschrift) unleserlich

Das war immerhin etwas Neues. Und als unser Bayer dann die beiden anderen ansprach, stellte sich heraus, daß die überhaupt nur einen deutschen Satz konnten. Der lautete zur allgemeinen Ueberraschung wie Heiterkeit: „Geben Sie mir zwei Bier!“ Das war alles. Eine halbe Stunde später gestand das Kleeblatt, aus dem Gefangenenlager für britische Offiziere in H. entwichen zu sein. Sie hatten versucht, über die Schweizer Grenze zu entkommen.

Mit der Entlarvung dieser Drei war, wie sich später herausstellte, ein großer Schlag geglückt: die Aufdeckung einer ausgedehnten Fluchtorganisation in den deutschen Gefangenenlagern. Bei einer Durchsuchung des Lagers in H. entdeckte man eine Anzahl Mixedpickles-Dosen. Es waren fabrikmäßig geschlossene Dosen einer Londoner Konservenfirma, die „mixed pickles“ als Liebesgabe an Kriegsgefangene verschickte. Die Dosen konnten keinen Argwohn erregen, bis man in einer statt einer saftigen Gurke einen grünen Gummibeutel fand. Und dieser als Gurke getarnte Gummibeutel — man muß es zugestehen: im Erfinden von Schmuggelgut waren unsere Feinde unermüdlich — lüftete dann auch das Geheimnis des Stempels von Würzburg. In diesem Gummibeutel befanden sich nämlich wohlverschlossen vier Stempel preußischer, bayerischer und sächsischer Polizeiämter, die zum Ausstellen gefälschter Dokumente benutzt werden sollten. Ueber diesen seltsamen Mixedpickels-Vertrieb wurden die Flüchtlinge mit täuschend nachgeahmten Ausweisen versehen.

Nachdem dieser Mixedpickles-Schmuggel aufgedeckt war, fielen die noch rollenden „mixed pickles“ in die Hände der deutschen Behörden. Dabei wurde eine winzige Perlzwiebel entdeckt, die gar keine Perlzwiebel war sondern eine raffiniert gemachte Kapsel. In dieser Kapsel befanden sich genaue Anweisungen für Flüchtlinge, die ein Herz hatten, die Züge der Deutschen Reichsbahn zu benutzen.

„. . . Räumen Sie niemals Ihren Platz einer Dame ein. Reden Sie niemals, wenn es nicht unbedingt erforderlich ist, ganz gleichgültig, wie gutes Deutsch Sie sprechen. Tragen Sie keine Handtasche; Sie könnten wegen unerlaubten Nahrungsmittelhandels untersucht werden. Wohl aber nehmen Sie eine kleine Menge deutscher Lebensmittel, in Papier verpackt, in der Hand mit. Entledigen Sie sich unbedingt auf irgendeine Weise Ihrer Ausweispapiere, wenn Sie sehen, daß das Spiel für Sie verloren ist . . .“ Das war das Geheimnis jener Perlzwiebel, die gar keine Perlzwiebel war.

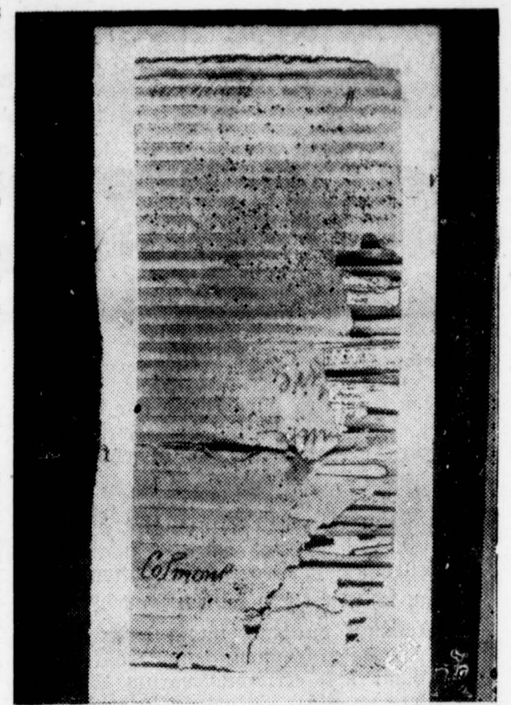
Das Grammophon aus Richmond

Aus einem überfüllten Arbeiterzug, der von Unna in den Ruhrkohlenpott fuhr, wurden einmal durch die Ueberwachung in Hamm zwei Engländer herausgeholt. Sie glaubten sich in diesem Morgenzuge besonders sicher, fielen jedoch auf, als sie von einem Kumpel um Feuer gebeten wurden. Obwohl sie rauchten, gaben sie kein Feuer, weil sie die Bitte des Bergmannes nicht verstanden hatten. Es kam zu einem Wortwechsel, der eigentlich keiner war, denn die Briten waren augenscheinlich stumm. Sie wußten, warum sie den Stummen heraussteckten.

Bei der Leibesuntersuchung fand man bei ihnen jedoch neben einer Drahtschere und einem Kompaß nicht weniger als sechs Generalstabskarten, von denen vor allem eine des Kreises Bocholt sehr interessant war. Hier war nämlich auf das genaueste der Fluchtweg nach Holland durch diesen rheinischen Grenzkreis eingezeichnet. Kleine Kieferngehölze waren unter anderem markiert. Es stellte sich heraus, daß die Flüchtlinge angewiesen waren, diese Gehölze jeweils als Versteck zu benutzen. Woher stammten diese Generalstabskarten? Wer hatte die Drahtschere geliefert und wie waren die Flüchtlinge zu dem Kompaß gekommen?

Man löste das Rätsel erst, als merkwürdige Sendungen mit Grammophonen, die für die englischen Gefangenenlager in Deutschland bestimmt waren, näher untersucht wurden. Die Apparate kamen von einer Instrumentenfirma in Richmond, die offensichtlich gar nicht existierte. Man konnte „Kelly's Directory“, jenes mehrere tausend Seiten starke Lexikon aller Handelsfirmen der Welt durchblättern, so oft man wollte, jene Grammophonfirma in Richmond stand nicht darin.

Diese Grammophone haben auch ganz andere Leute geschickt. Leute, die sich auf doppelte Böden verstanden. Zwischen diesen Doppelböden steckten die Generalstabskarten mit dem Fluchtweg nach Holland. Hier fand man die zusammenlegbaren Drahtscheren und kleine Taschenlampen, denen sogar noch eine Ersatzbatterie beigefügt war. Man hatte nicht einmal die Schrauben vergessen, um nach der Entnahme des Fluchtmaterials die Grammophone wieder ordnungsgemäß zusammensetzen zu können.


Zeitungsstreifen in Röhrchen von Wellpappe versteckt

Neben diesen Grammophonen spielten noch Oelsardinenbüchsen eine erhebliche Rolle, die von einer englischen Herstellerfirma aus Hull stammten. Da waren tatsächlich Ölsardinen in den Büchsen. Aber unter dem Boden war ein zweiter, in dem keine Sardinen lagen. Sondern hier war entweder Pfeffer drin oder Kampfer oder Schnupftabak. In anderen waren Kolatabletten oder Pfefferminzspiritus oder ganz gewöhnlicher spiritus vini.

Der Leser wird erstaunt sein zu erfahren, welche merkwürdigen Dinge unter den Oelsardinen lagen. Der Leser wird nicht mehr staunen, wenn er die bis ins einzelste ausgearbeiteten Fluchtanweisungen für Kriegsgefangene in Deutschland kennt. Fast in jedem Gefangenenlager befand sich ein sogenanntes „Comité d' évasion“, wo alle Fäden für die Flucht zusammenliefen. An diese Komitées gingen, meist in harmlosen Marmeladenbüchsen versteckt, die Anweisungen. Pfeffer, Kampfer und Tabak dienten der Abwehr der Spürhunde. Wenn die Flüchtlinge im Morgengrauen einen geeigneten Unterschlupf gefunden hatten, war ihre erste Aufgabe, das Versteck mit Pfeffer, Kampfer oder Schnupftabak zu umstreuen. So glaubten sie sich gegen Hunde sicher. Die Kolatabletten sollten ihnen die Müdigkeit verscheuchen. Den Sprit sollten sie entweder dem Wasser zusetzen oder zu Abreibungen benutzen.

„Wird man durch Elstern, Krähen, Eichelhäher belästigt, nicht in lärmender Weise wegscheuchen, sondern mit inem Stock verjagen. Möglichst unbeweglich bleiben. Wird man von einem Feldarbeiter gesehen, warten, bis er sich entfernt hat, dann aber sofort ein anderes Versteck aufsuchen . . .“ So minutiös waren die Anweisungen. Kein Flüchtling durfte vor zehn Uhr abends oder noch nach fünf Uhr morgens marschieren, wenn möglich, sollte morgens gegen halb vier Uhr bereits das Tagesversteck aufgesucht sein. „Falls es sich nicht anders einrichten läßt, Ortschaften zu passieren, vermeide man jeden Lärm (alte Strümpfe über die Stiefel ziehen!).“

Deshalb gibt es im Verkehr mit Kriegsgefangenen nur einen Grundsatz: Feind bleibt immer Feind, auch wenn er sich noch so willig in der Arbeit zeigt. Das ist meist nur der Deckmantel, unter dem er sich Vertrauen erschleichen will.

Gegenüber gefangenen Feinden gibt es nur schweigende Ruhe und Würde! (Schluß.)

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte „Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben. a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

„Hicoton“ gegen Bettnässen
Preis RM 2.90
Apotheke Nieheim (Kreis Höxter)

Leiden Sie an einem Bruch?
. . . dann verlangen Sie kostenlos Näh. über meine Heila-Bandagen
C. A. Steinberg
Spezial-Bandagist
Freiburg i. Br. 15

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeit. o. Strom, o. Batterie Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50, Rasierklg. 1 Pfg Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str 21

Handwerksmeister mit Geschäft, 32 J., 160 gr., kathol., wünscht geschäftstüchtig. Mädel mit gut Vergangenh. zwecks baldiger
Heirat
kennen zu lernen (Schuhbranche) Nur ernstgemeinte Bildofferten unter Nr. 20/25 an „Der 7 Tag“, Paderb.

Anzeigen sind gute Ratgeber!

Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige., distr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Brief-Eure Herne R Fach, 15

Wer?
Verstopfung, übermäßiges Fett beseitigen und die üblen Folgen: Hämorhoiden, Gicht, Rheuma, Arterienverkalkung, Nervosität vermeiden will, der reinige Darm und Blut mit
Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz
Der Erfolg überrascht. Man fühlt sich freier und wohler.

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag.“

8. Jahrg. — Nr. 52 Einzelnummer 15 Pf. Weihnachten 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Weihnacht und das Reich

Von Hans Henning Freiherr Grote

Wir stapften durch den frischen Schnee. Fortwährend durchlief die Kolonne, Mann hinter Mann, das rasselnde Geräusch der Seitengewehre und Spaten, wenn sie träge aneinanderschlugen. Geisterhaft zog es so über die weiße Fläche, ringelte sich wie eine Schlange um die zahllosen Granattrichter, die mit Schneewasser halb gefüllt waren und die Marschierenden zu verschlingen drohten.

Wir kannten den mühseligen Weg nur zu gut, hatten in dieser Landschaft die letzten Wehen der großen Schlacht durchlitten. In Staunen, wie Kinder, denen ein seltenes Geschenk auf den Gabentisch gelegt wurde, an das auch ihr kühnster Traum nicht zu denken gewagt, hatten wir begriffen, daß für dieses Jahr das Entsetzen vorüber gegangen war. Die Natur hatte ihr gebieterisches Wort gesprochen und sich stärker erwiesen als der teuflische Geist der Maschinen, die, von Menschen ersonnen, zuletzt über den Menschen triumphiert hatten. Die Natur aber verwandelte das zerstörte Gefilde in eine spiegelglatte Fläche, die keinen Großangriff mehr zuließ. In Wolken von Schnee hatte sie die ineinander verbissenen Heere gehüllt, daß die Männer sich frierend tiefer in die Erde gruben. Da war die große Schlacht endlich gestorben. Wir aber fühlten sie noch immer im Blut.

Vor mir ging der Kompanieführer. Wir waren Freunde und besaßen miteinander die Erinnerung an Stunden, in denen wir mit unserem Leben abgeschlossen hatten. Aus der Hand des großen Wunders empfingen wir es wieder zurück. Einmal hatte ich ihm Entsatz in letzter Stunde bringen können, und bei einer anderen Gelegenheit wurde er mein Retter. Wir redeten damals nicht viel darüber, aber wenn wir es taten, so geschah es lachenden Auges im Vertrauen auf unsere Kraft und unser Glück.

In dieser stillen Nacht des blutigen Sommejahres, da weit und breit kein Schuß fiel, träumten die gefährlichen Mulden, vor denen wir sonst im langen Warten hatten verharren müssen, weil das Feuer der leichten Granaten sie marterte, in unschuldiger Ruhe. Dennoch beflügelten sich unsere Schritte wie von selbst, wie wir uns durch ihre Trichter vorwärts mühten; allzu lebendig blieben jene anderen Tage und Nächte, in denen wir hier um unser Leben gelaufen waren.

Endlich gelangten wir in die vorderste Stellung. Mein Freund und ich bewohnten den gleichen Unterstand. Der Fleiß unserer Grenadiere hatte erst wenige Stufen tief die spärlich schützende Behausung in das Erdreich getrieben. Vor dem schmalen Einlaß empfing uns der Kompaniestab, den wir abzulösen hatten. Der Führer der Neunten, auch noch einer von jenem Stamm, der Anno 14 mit hinausgezogen war, trug ein verschmitztes Lächeln in seinem jugendfrischen Gesicht. „Also macht's nur gut, Kameraden“, sagte der Leutnant beim Abschied, „und feiert in Frieden! Wir werden hinten in Athies einen tüchtigen Schluck auf euer Wohl trinken.“

Wir tappten die schlüpfrige Treppe hinab in den dumpfigen Raum, aus dem uns ein heller Glanz entgegenleuchtete. Das also war die Ueberraschung des Kameraden gewesen . . . deshalb hatte er uns, der jetzt auf dem Heimmarsch war, mit so innerlicher Freude begrüßt. Denn in unserem Unterstand empfing uns auf dem Kistendeckel, der, über einen Baumstamm genagelt, als prunkhafter Tisch des Unterstandes größte Verschwendung bedeutete, ein Tannenbäumchen mit brennenden Lichtern besteckt. Ein Notizbuchzettel lag darunter, auf dem zu lesen stand: „Deutsche Weihnacht 1916!“

Eine seltsame Stimmung beschlich uns. Der Frieden schritt in den kleinen Raum tief unter der Erde, und es waren doch höchstens 100 Meter, die uns vom Franzosen drüben trennten. Lange saßen wir im Gespräch, und nicht nur die Heimat tönte aus unseren Herzen wider. Wenn ich an jene Weihnachtsfeier 1916 im narbenzerrissenen Gelände der Somme-Schlacht heute zurückdenke, weiß ich, was die Erinnerung daran mir durch viele Jahre deutscher Schmach und Not bedeutet hat.

Denn jedesmal, wenn sich die Gedanken wieder in jene ferne Zeit verloren, stieg es wieder vor mir auf, das stolze deutsche Gebäude, das damals aus unseren Gesprächen und Hoffnungen emporwuchs.

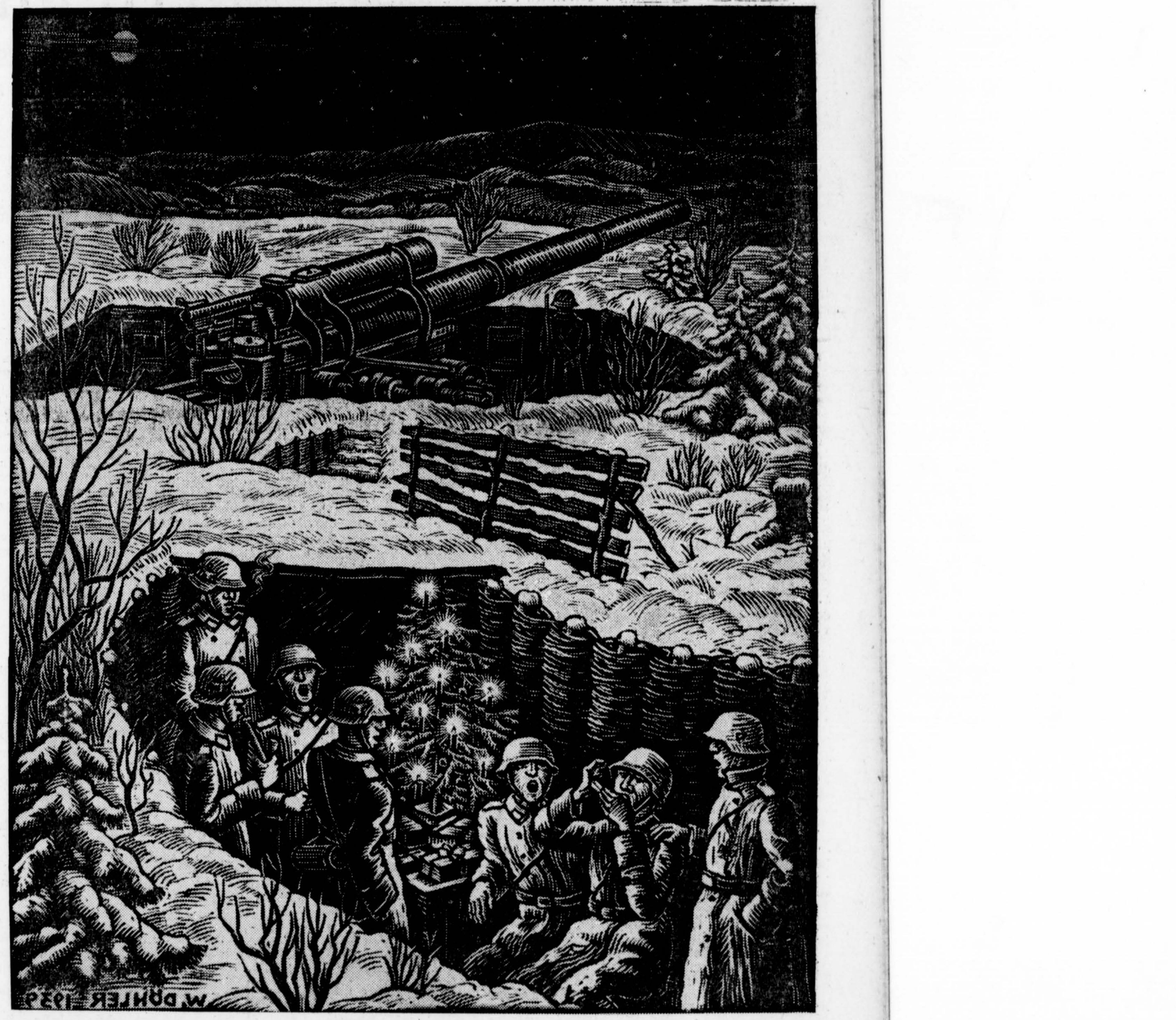
Mein Freund war einer von jenen Lebensbejahern, von jenen echten Deutschen, deren Sinnen und Denken nur von dem einen beherrscht wurde: vom Glauben an Volk und Reich. Niemals zweifelte er am Sieg, kühn spannte er den Bogen seiner Träume, und der deutsche Kampf um des Reiches Dasein bedeutete für ihn zugleich die Erfüllung eines größeren Deutschlands. Es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wenn sich auch Skeptiker fanden, die seine Worte zu zerpflücken suchten. Er ließ sich niemals durch solche Kritik aus der Ruhe bringen, stand ihnen mit freundlichem Lächeln und jener Gelassenheit, die der Ausdruck innerer Gewißheit ist, Rede und Antwort. Es war ganz einfach der Glaube, der aus diesem Manne sprach, und vor seiner Heiligkeit mußten Spötter verstummen.

Damals ahnten wir noch nicht, was kommen sollte, und ein gnädiger Gott nahm den Freund zehn Monate später in seinem unerschütterlichen Glauben auch zu sich; eine Granate begrub ihn droben auf dem Chemin des Dames und so sehr, daß niemand seine Leiche mehr finden konnte. Für mich und viele andere war es so, als ob er niemals gestorben sei, und sein Geist war mit uns über alle jene trostlosen Weihnachten hinweg bis in jene Jahre, da das Reich sich neu gestärkt aus seinen Fesseln erhob.

Soldaten-Weihnacht

Steht ein Soldat auf Posten,
nach Westen das Gesicht,
und hinter ihm nach Osten
erglimmt ein zartes Licht.
Dort sitzt im Kerzenschimmer
heut' eine stille Frau.
Er kennt sie und das Zimmer,
und was darin, genau.
Den Tisch dort, die Gardinen,
die Stühle und das Spind,
und mitten unter ihnen
die Mutter mit dem Kind.
Er träumt sich hin zur Wiege
und heim zum alten Glück.
Er ist nicht mehr im Kriege
und kehrte längst zurück.

Karl Bröger


Willi Döhler, Holzschnitt „Weihnacht bei der Flak“ Bavaria-Verlag Gauting vor München

Das Zigeunerkind

Eine Weihnachts-Erinnerung von Jakob Kneip

Aus den Dorfwiesen zog blökend die Schafherde heim. Sie zog bis zum Backhaus. Dort machte der Schäfer halt, und die Schafe verteilten sich in alle Gassen und Höfe des kleinen Bergdorfes; denn das Backhaus lag im Mittelpunkt des Dorfes, hinter einem alten Ziehbrunnen, der sein kreischendes Rad am Abend ununterbrochen hören ließ. Schon von fern sah man durch eine offene große Tür dort Männer im Feuerschein der großen Backofenlöcher hin- und hergehen.

Sie hielten lange lafettenartige Schaufeln in den Händen, womit sie die Oefen schürten und stochten.

An der Tür aber wurde man von einer Wolke köstlichen Brotduftes empfangen, der untermischt war mit dem scharfen Geruch des frischen Holzfeuers und der ausgeschürften Kohle. Der ganze hohe Raum stand im Halbdunkel; nur durch die offene Tür floß Tageslicht herein. Ein paar Luken waren wohl da, aber diese waren im Winter durch Holzläden verschlossen. Und die Flammen aus den Backöfen erhellten die Halle mit einem fast spukhaften Lichte und warfen gespenstische Schatten über die dunklen Wände und die langen Brottische.

In den Ecken dieser Backhaushalle aber tummelten wir Dorfbuben uns beim Klickerspiel. Auf den Steinfliesen kollerten wir herum, bald in Lärm und Freude ausbrechend, bald wieder still und ganz verloren in die Leidenschaft des Spiels.

Und dabei glühte und prasselte es in den Oefen; zuweilen lohte die ganze Halle bis oben an die schweren alten Eichenbalken der Decke im Feuerschein, wenn ein Ofen angeschürt wurde und Kohlen, Reisigreste und glühende Asche rauchend und zischend in die Grube flogen. Dann standen wir Buben auch wohl in der Hitze des Spiels einen Augenblick still und sahen staunend und halbgeblendet auf das magische Feuerspiel.

Oft aber flog auch, wenn ein Ofen geleert wurde und köstliche Weihnachtswohlgerüche unsere Augen größer machten, eine Hand voll Süßigkeiten, ein „Apfelblatz" oder eine Hürde getrockneter Zwetschen unter uns; und der Bauer und die Bäuerin freuten sich an unserer Eßlust.

So war hier für uns Kinder eine Winterzuflucht geschaffen, wenn im Dorf vor Nässe, Schnee und Kälte kein Spielplatz mehr zu finden war. Und es war ein herrliches Reich — ein wirkliches Märchenreich.

Ehrlichen und unbescholtenen Wanderburschen aber wurde im Backhaus Herberge gewährt. Auch Zigeuner, Zirkusleute und Komödianten durften bei großer Kälte hier ihr Nachtquartier nehmen. Auf dem Rücken der Backöfen und in dem Gang, der dahinterlief, fanden sie in den kältesten Nächten ein warmes Lager.

An einem solchen Winterabend, kurz vor Weihnachten, wo der Schneesturm draußen über die Dächer ging, saßen wir daheim in der großen Stube beim Abendessen; da tat sich mit einmal die Tür auf, und ein bärtiger Zigeuner schaute mit erregtem Gesicht zu uns herein und bat meinen Vater, der damals Gemeindevorsteher war, auf ein Wort zu sich in den Hausflur.

Mein Vater erhob sich vom Tisch und trat zu dem Zigeuner in den Flur. Darauf hörten wir den Zigeuner mit heftigen Worten draußen sprechen; dazwischen klang die ruhige und bedächtige Stimme des Vaters; und dann tat sich abermals die Stubentür auf, und der Vater gab der Mutter ein Zeichen: sie möge gleichfalls heraus auf den Flur kommen.

Was hatte das alles zu bedeuten? Der Vorgang erregte uns derart, daß wir darüber das Essen vergaßen.

Und nun hörten wir gar, wie die Mutter die Treppe hinaufeilte und wie über uns, im Schlafzimmer der Eltern, der schwere Deckel der großen Truhe ging. Der Vater kam, trat wieder in die Stube, nahm seine Mütze vom Haken und ging, ohne zu Ende gegessen zu haben, mit dem Zigeuner aus dem Hause. Wir sahen durchs Fenster, wie die dunklen Gestalten der beiden Männer sich ins Dorf hinabbewegten. Die Mutter aber war inzwischen wieder die Treppe herabgestiegen. Sie öffnete die Stubentür und rief die Magd zu sich in die Küche. Durch die halb geöffnete Tür sahen wir, daß sie ein Bündel Leinen in der Hand hielt.

Eine Weile hörten wir die Mutter noch mit der Magd in der Küche hantieren, dann vernahmen wir ihren raschen Schritt in dem Hausflur, und nun ging die Haustür, und die Mutter verließ das Haus.

Wie seltsam war das alles! Eilte nun auch die Mutter wie der Vater durch Sturm und Schnee noch ins Dorf hinab? —

Kurz darauf trat die Magd wieder zu uns in die Stube und sagte mit geheimnisvollem Lachen:

„... Zigeunerin liegt drunten im Backhaus; die hat ein Kind bekommen." Nun vergaßen wir vollends das Essen.

Was gab es da zu staunen und zu fragen!

Aber die Magd wußte nicht mehr, als daß die Zigeunermutter nun wohl auf Stroh gebettet im Backhaus läge, und daß der Vater und die Mutter dafür Sorge tragen müßten, daß die Zigeunermutter und ihr Kind bei der Kälte nicht hungern oder frieren müßten und darüber gar noch krank würden.

Als wir am nächsten Morgen — es war ein Sonntag und der Himmel stand wieder klar über den Wäldern — die Augen aufschlugen, war unser erster Gedanke und unser erstes Wort wieder: das Zigeunerkind! Und nun waren wir nicht mehr zu halten; wir wollten zum Backhaus hinab und das kleine Zigeunerkind sehen.

Da gab uns die Mutter einen Topf mit Milch, packte uns Kuchen, Brot und Reis und eine große Wurst von frischer Schlachtung ein und schickte uns mit der Magd hinab zu der jungen Zigeunermutter ins Backhaus.

Als wir anlangten, sahen wir, wie der bärtige Zigeuner, der am Abend zuvor bei uns eingetreten war, an dem alten Ziehbrunnen vor dem Backhaus Wasser holte. Der Zigeunerwagen aber stand unter der Kirche am Hang. Mit Herzklopfen betraten wir die große dämmrige Halle. Dann sahen wir, wie eine alte Zigeunerin in der Ecke hinter der Tür, wo sonst die Korbmacher und Kesselflicker hantierten, mit einigen Kindern, Buben und Mädchen, auf einem Strohlager hockte. Die Kinder sprangen sogleich auf und umringten uns mit neugierigen Augen und Fragen. Aber ein Alter mit einem grauen Bart und wirrem wilden Haar, der eben an den Kohlen, die noch unter dem Backofen in der Asche glühten, seine Stummelpfeife angezündet hatte, wehrte ihnen.

Als die Magd aber unseren Auftrag kundgab, erhob sich auch die alte Zigeunerin, die in der Ecke auf dem Stroh saß und rief einige Worte in den Gang hinein, der hinter dem hohen Backofen herlief. Da trat aus diesem Gang ein schönes, schlankes Zigeunermädchen, das ein rotes Kleid trug; sie führte uns, freundlich lächelnd, an den Gang heran, und nun sahen wir dort in dem Lichtschein, der durch ein kleines verstaubtes Fenster fiel, die junge Mutter mit ihrem Kind im Stroh liegen. Sie schien noch sehr jung, hatte große dunkle Augen, und das schwarze Haar hing ihr wirr um das blasse schmale Gesicht. Sie war mit vielen Decken und Mänteln zugedeckt, und das Kind sog an ihrer Brust.

Und nun winkte sie uns zu sich heran, und wir durften alle in den Gang treten und die Mutter und das Kind aus der Nähe betrachten.

Da hörten wir hinter uns den Ton einer Geige, und als wir uns umblickten, sahen wir den Zigeuner, der eben am Brunnen draußen Wasser geschöpft hatte, wie er mitten in der Halle stand und auf seiner Geige spielte.

Die junge Mutter erhob sich ein wenig und sah mit glücklichem Lächeln zu ihm herüber.

Alle Furcht vor diesen wilden, braunen Zigeunern, die sonst voll Angst von uns gemieden wurden, war geschwunden, und wir blieben, bis die Glocken droben vom Turm läuteten. Dann sprangen wir wieder über die Schwelle und liefen mit froh-erregtem Herzen zur Kirche hinüber.

Stern im Nebel

Eine weihnachtliche Skizze

Von Karl Kurt Ziegler

Das Christfest 1917 war nicht fröhlicher. Der Nebel, der über Flanderns Fluren dahinschlich, hüllte nicht nur die zerschossenen Dörfer und Städte, die Gräben und Schlünde, die letzten Wälder und Hügel in sein Schattenkleid, sondern legte sich auch auf die Seelen der Menschen, daß sie müde und einsilbig wurden und vergaßen, daß über dem Nebel die Sterne leuchten.

Auf einer kleinen Anhöhe hielten vier deutsche Reiter, die aus dem Talgrund rechts des Waldes heraufgeritten waren. „Verdammter Mist!" wetterte Feldwebel Preller, als auch von diesem letzten Zufluchtsort keine Sicht war. Den ganzen Tag über war er schon mit sich, der Welt, dem Krieg und mit allen Dingen im Sein zerfallen, daß er nur noch im Fluch Erleichterung fand.

„Absitzen! Pause!" sagte der junge Leutnant Roeper und sprang aus dem Sattel, gab die Zügel dem Gefreiten Lindner und lehnte sich an den Baumstamm, der zerschossen, dick und träge ... in der Ferne der ewige Donner der Geschütze ... bald näher ... bald weiter ...

Preller setzte sich zu Füßen des Leutnants ins versengte Gras des Hügels.

„Fröhliche Weihnachten, Herr Leutnant!" meinte er bitter. „Mein Gott, wie ich mich auf dieses Fest gefreut hab! Ich kann's gar keinem Menschen sagen. Da ist man nun fast ein Jahr nach dem letzten Urlaub hier, macht jedes Gefecht, jeden Dienst ... alles mit, um ein Anrecht auf Weihnachtsurlaub zu haben, freut sich wie ein Kind auf seinen Christbaum zu Hause, auf seine Alte und auf die Kinder ... und dann heißt's plötzlich: Sonderauftrag für Leutnant Roeper, Preller, Kimm und Lindner! Hurra! Hinaus in den Heiligen Abend! Freuet euch, freuet euch!"

„Nicht so mürrisch sein, Preller! Wie uns geht's tausend anderen. Das ist nun einmal der Krieg — und das Leben! Wenn wir erst am Ziel sind, gibt's doppelten Urlaub, das kann ich Ihnen versprechen", versuchte der junge Mensch den älteren zu trösten. „Wenn, Herr Leutnant — wenn ...", knurrte Preller.

„Jetzt läuten sie in unseren Tälern den Heiligen Abend ein ...", mischte sich Kimm, der Wachtmeister, der seit 14 den Krieg mitmachte, ein. „Mein Gott, das kann verflucht an die Nieren gehen, wenn man in diesem Schlamassel sitzt und an zu Hause denkt. Jetzt sind unsere Frauen und Kinder in der Kirche und beten für uns, denn an sich denken sie jetzt gar nimmer, nur an uns ... Dann geht's vom Gottesdienst zum Friedhof an die Gräber der Toten und dann nach Hause, wo der Baum angebrannt wird und die Adventskrone, wo die alten Lieder erklingen und die Bratäpfel im Ofen schmoren ..."

„Mensch, hör auf! Was soll uns die Träumerei hier nützen! Einen Stern sehen, ja einen einzigen, winzigen Stern, und wir wissen die Richtung. Aber so ..."

„Reiten wir schon los! Irgendwo müssen wir schon ankommen! Nur nicht länger hier in dieser Nacht sitzen!" murrte Kimm.

„Idiot! Sollen wir uns beim Feind als Weihnachtsgäste einladen? Die legen uns schön untern Christbaum — das kann ich Dir flüstern! — Auf einmal hast du es eilig! Hättest die Sache mit dem Kompaß nicht vermasselt, säßen wir nicht hier!" „Schluß jetzt!" mahnte der Leutnant. Lange war wieder Schweigen um die vier Männer auf dem Hügel. Heftiger polterten die Geschütze, näher kamen die Geschosse. Eines verirrte sich gar wenig hundert Meter vor ihnen und zerplatzte mit lautem Knall. Die Vier blieben stumm, nicht einmal mit den Augenlidern zuckten sie vor der nahen Hand des Todes — so stumpf, so müde waren sie.

Der Gefreite Lindner war es, der wieder das Wort fand. „Dunnerschlag!" platzte er heraus. „Das könnte ja jetzt ..."

„Was stotterst du denn da zusammen?" fragte Kimm fast väterlich. „Zu Ostern war ich doch das letztemal zu Hause ... vielleicht ... das wär doch nun fast Zeit ... ein Christkindchen ... ver ..." Er wollte weitersprechen, doch der Wachtmeister gab ihm ein Zeichen zum Schweigen. Der Leutnant hatte sich aufgerichtet, starrte in den Nebel, ganz klein waren seine Augen geworden. „Dort — dort ist ein Stern?" sagte er bestimmt. Die anderen drei schauten in die Richtung, in die der ausgestreckte Finger wies, blickten sich verständnislos an und schüttelten den Kopf. „Dort ist ein Stern!!" wiederholte Roeper dringlicher.

„Und dorthin reiten wir! Auf! Los!!!"

„Aber Herr Leutnant! Wird eine Leuchtkugel gewesen sein. Wir können doch nicht blind in den Tod laufen!"

„Dorthin reiten wir!!" bestimmte der junge Soldat und schwang sich auf sein Pferd.

„Ist das ein Befehl, Leutnant Roeper?" fragte der Feldwebel mahnend. „Ja!" klang es hart.

Preller biß sich auf die Lippen. „Auf!" stieß er entschlossen hervor. Die anderen verstanden ihn. Jetzt ging es um Sein oder Verderben. Aber es war ihnen gleich. Ob heute oder morgen, irgendwann ging es doch an den großen Abschied. Also los!

Und sie ritten durch die Nacht, durch den Nebel, einer dicht am anderen, vorweg der junge Leutnant, der erst wenige Monate im Feld und der noch Sterne sehen konnte ... im Nebel.

Starr lag sein Auge in der Ferne — irgendwo hinter den Schleiern ... irgendwo. Schweigend folgten die Drei in das Toben der Geschütze.

Gräben tauchten auf — jetzt fiel die Entscheidung — deutsche Stellungen! Sie fanden zu den Kameraden, die bei den Kerzen in den Unterständen saßen und Weihnachtslieder nach den Weisen der Mundharmonika summten. Leutnant Roeper mit seinen Getreuen hatte seinen Auftrag erfüllt. Doppelter Heimaturlaub!

An diesem Morgen, an dem sie zu Viert von der Front für kurze Zeit Abschied nahmen, fragte Preller den Leutnant: „Nehmen Sie mir meine Frage nicht übel, Herr Leutnant. Haben Sie nun wirklich in dem Nebel einen Stern gesehen — an unserem Weihnachts-Heiligabend?"

Roeper legte die Hand auf des Kameraden Schulter und sagte nachdenklich: „Man muß die Sterne nicht immer sehen, Freund, man muß an sie glauben!"

Festliche Botschaft!

Täler, eingehüllt in Schweigen,
dunkle Wälder, tief im Schnee,
blaue Nacht im Sternenreigen,
schimmernd auf gefror'nem See,
leuchtend in so manchem Auge,
das die Heimat lang nicht sah,
angerührt vom warmen Glücke,
Aug' in Auge, atem-nah ...

Nur nicht reden, nur nicht bangen,
dräuen Stürme noch so sehr.
Aufrecht seid ihr ausgegangen,
kommen Tage, grau und schwer.
Tragt den deutschen Weihnachtsfrieden
tief in eurer Herzen Grund.
Euch ist große Kraft beschieden,
denn ihr steht mit Gott im Bund.

Gerda v. Below

Zwei Kasten und zwei Kufen

Aus der Ahnenreihe des Schlittens

Von Werner Fuchs-Hartmann

Am Anfang war der Wagen, so möchte man philosophieren, soweit der Verkehr die Philosophie überhaupt zuläßt. Aber da kommt der Historiker und erklärt: „Nein, am Anfang war der Schlitten!" In der Tat — die Beweise dafür sind unumstößlich. Das Rad ist eine höhere Entwicklungsform der Kufe, erst kam das Schleifen und dann das Fahren. Bereits aus der Eiszeit sind uns Knochen erhalten geblieben, die den Gleitboden für Schlitten bildeten. Von da ab bis heute ist der Schlitten in seiner grundsätzlichen Konstruktion unverändert geblieben, nämlich ein Kasten auf zwei Kufen.

Auch die Römer des Altertums kannten ihn. Seine frühesten Entwicklungsformen lassen sich natürlich im Norden feststellen, wo der Schnee am dringlichsten eine zweckmäßige Beförderung von Menschen und Lasten erforderte. Berühmt geworden ist der Osebergfund mit seinen schönen und prunkvollen Schlitten aus dem 9. Jahrhundert. Die eigentliche Steigerung vom Nutz- zum Luxusfahrzeug setzte freilich erst in der Renaissance ein und endete im Klassizismus.

Das im 15. Jahrhundert aufkommende ritterliche Spiel des Karussells wurde ebenso wie das Ringelstechen zunächst nur mit Schlitten ausgetragen. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich auch die Schlittenfahrten als Fastnachtsvergnügen. Fahrzeug und Pferde wurden mit silbernem Geläute, wehenden Federbüschen und samtenen Decken geschmückt. Jeder Kavalier hatte seine Dame vor oder neben sich. Bei großen Feierlichkeiten wurde ein Zug aus mehreren Schlitten mit Vorreitern und Fackelreitern gebildet, an der Spitze ein „Wurstschlitten" mit Paukern und Trompetern.

Ein großes Vergnügen fand man an historischen oder allegorischen Schlittenaufzügen. Wohl das abenteuerlichste Unternehmen dieser Art leistete sich Peter der Große von

Winternacht
Scherenschnitt von Ruth Bechem (Deike M)

Rußland. Etwa 60 Schlitten wurden zur Darstellung einer „Seearmee" zusammengestellt. Als Vorspanntiere dienten zum Teil Bären, Hunde und Schweine. Das Glanzstück bildete die auf Kufen gesetzte friesische Fregatte des Kaisers: sechzehn Pferde mußten das Ungetüm ziehen. Die Zarin saß in einem Schlitten, der als goldenes Schiff mit verglaster Kajüte ausgestaltet war.

Im Jahre 1721 lag in Dresden um Fastnacht wenig Schnee. Dennoch sollte das Vergnügen um jeden Preis stattfinden. So mußten über hundert Bauern an zweitausend Fuhren Schnee in den neu angelegten Großen Garten fahren und ausbreiten, worauf dann der Korso auch in gewohnter Weise vor sich ging. Ein andermal ließ August der Starke im gleichen Fall die kurz zuvor in großzügigster Form neu hergerichtete Elbbrücke, so lang sie war, mit Schnee beschütten, damit er einen Fastnachtszug darüber hinweg nach Pillnitz leiten konnte.

In Berlin kamen zu jener Zeit ähnliche Aufzüge vor. So finden wir in Theodor Fontanes Roman „Schach von Wuthenow" erwähnt, wie das Regiment Gendarmes einmal ein ganzes Stadtviertel für eine Schlittenfahrt herrichtete, indem es die Hauptstraßen mit Salz bestreuen ließ, worauf dann der Faschingszug den ganzen Bezirk mehrmals in toller Fahrt durchraste.

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

10. Fortsetzung

„Ich bin überzeugt, daß sich die beiden Männer von früher her gekannt haben müssen." Bei diesen Worten sah ihn der Vorsitzende erstaunt an, und auch der Staatsanwalt hob den Kopf. „Als Mister Kean unsere Halle betrat und zum ersten Male Herrn Willy von Pfeil sah, erschrak er so stark, daß er beinahe ohnmächtig wurde. Ich selbst habe ihn stützen müssen, ihm einen Kognak geben lassen, und der Amerikaner, der bis dahin ganz gut deutsch sprach, behauptete sogar auf einmal, kein deutsches Wort zu verstehen, und sprach nur mehr englisch. Für mich ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß Mister Kean in Herrn von Pfeil einen ehemaligen Bekannten sofort wiedererkannt hat, dafür sind nebenbei auch noch andere Zeugen vorhanden. Herr von Pfeil allerdings erkannte den Amerikaner bestimmt nicht, erst fünf Tage später, und zwar ganz kurz vor seiner Tat!"

Der Vorsitzende unterbrach: „Ja, aber, bitte, wie erklären Sie sich das?"

„Ganz einfach, Herr von Pfeil hat sich scheinbar in den Jahren kaum verändert, der Amerikaner wahrscheinlich sehr, vielleicht trug er früher einen Bart, vielleicht war er früher schlank ..."

„Ja, vielleicht? ... Das wäre ja alles möglich; aber wieso hat der Angeklagte ihn dann später doch plötzlich wiedererkannt?"

Degenhardt triumphierte: „An einem untrüglichen Erkennungszeichen, an der seltenen Zigarettendose, die sowohl Herr von Pfeil als auch Mister Kean besaß."

Vorsitzender: „Meinen Sie diese?" Und er hob die zerstampfte Dose des Amerikaners empor.

„Ja!" sagte Degenhardt. „Und ich selbst stand ganz nahe neben Mister Kean, direkt Herrn von Pfeil gegenüber ... ich sah die furchtbare, blitzartige Veränderung in seinem Gesicht, als Mister Kean die Zigarettendose aus der Tasche zog. Da stürzte Pfeil auf den Amerikaner zu, riß ihm die Dose aus der Hand und zerstampfte sie — in diesem Augenblick hatte er ihn erkannt. Dann zog er blitzschnell die Pistole und schoß ihn nieder!"

Der Vorsitzende wiegte etwas ungläubig den Kopf:

„Das ganze ist natürlich nur eine subjektive Vermutung von Ihnen, oder hat der Angeklagte mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Nein, das konnte er leider nicht mehr, weil er kurz darauf verhaftet wurde."

Der Staatsanwalt fragte nun den Zeugen:

„Es wird Ihnen als Mann vom Film doch bekannt sein, daß sich in Hollywood viele ehemalige Offiziere der verschiedensten Länder, Deutsche, Oesterreicher, Russen, aufhalten. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Mister Kean diese Dose von einem ehemaligen österreichischen Offizier, der sich in Not befand, gekauft hat."

„Möglich", sagte Degenhardt, „aber unwahrscheinlich, denn warum wäre Herr von Pfeil so entsetzt und erstarrt gewesen, als er diese Dose gerade in den Händen dieses Amerikaners sah? Ich bemerkte ganz genau, daß es Pfeil wie Schuppen von den Augen fiel, daß er plötzlich den Mann, eben nur an dieser Dose, wiedererkannte."

„Angeklagter", wandte sich der Vorsitzende zu Pfeil, „ich ermahne Sie, nur in Ihrem eigenen Interesse, zum letzten Male, zu sprechen. Was ist mit dieser Zigarettendose? Haben Sie tatsächlich daran den Amerikaner wiedererkannt? Liegt hier vielleicht doch ein anderes, uns nicht bekanntes Motiv zu Ihrer Tat?"

Pfeil erhob sich.

„Die Annahme des Herrn Degenhardt ist vollkommen richtig. Ich habe den Mann nur an seiner Dose wiedererkannt, denn sie ist ein Andenken an mein ehemaliges Regiment, welches nur die Offiziere dieses Regiments besitzen."

Der Vorsitzende warf ungläubig dazwischen:

„Sie werden doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß dieser Mister Kean, ein Amerikaner, ein Angehöriger Ihres Regiments war?"

Willy von Pfeil in höchster Erregung:

„Ja, das wollte ich eben sagen!"

Vorsitzender:

„Ein Mister Kean aus Amerika?"

„Ein Mister Kean nicht, aber der Leutnant Kremm!" In diesem Augenblick aber stockte Willy von Pfeil, dem erst jetzt bewußt wurde, daß ihm ganz gegen seinen Willen und nur infolge seiner Erregung der Name entschlüpft war. Die Spannung im Saal war ins Ungeheure gewachsen. Der Vorsitzende legte die Hand hinter das Ohr:

„Wie? Ich bitte, uns den Namen dieses Leutnants noch einmal zu nennen."

„Nein, ich will mich darüber nicht weiter äußern."

Der Vorsitzende sprach einige kurze Worte mit den Beisitzern:

„Wir werden sofort im Wege des Auswärtigen Amtes über das Vorleben dieses Mister Kean Auskünfte einholen lassen."

Als Degenhardt den Saal verließ, atmete er auf. — Pfeil hatte wenigstens einen Namen genannt, und das war schon viel. Er klopfte Käthe Füßli, die jetzt zur Zeugenaussage aufgerufen wurde, väterlich die Backe.

Der Vorsitzende wandte sich an den Staatsanwalt:

„Halten Sie die Einvernahme der Zeugin Füßli noch für wichtig oder können wir auf diese Zeugin verzichten?"

„Ich halte die Aussage der Zeugin für ausschlaggebend wichtig, ich werde sogar wahrscheinlich die Vereidigung dieser Zeugin beantragen müssen."

Der Vorsitzende nickte:

„Sie waren lange schwer krank", sagte er dann zu Käthe Füßli, „wenn Sie sich zu schwach fühlen, dürfen Sie Ihre Aussagen auch sitzend abgeben."

Käthe Füßli war dem Vorsitzenden dankbar dafür, denn sie fühlte sich tatsächlich sehr schwach, teils von der Krankheit, teils durch die Aufregung und teils durch das lange Warten. Sie wußte auch eigentlich gar nicht, was sie als Zeugin in diesem Prozeß aussagen konnte. Sie hatte den Amerikaner nur einmal flüchtig gesehen und war auch nicht Zeugin von Pfeils Tat gewesen. Sie war nur sehr verwirrt, aufgeregt und niedergeschlagen gewesen, als der Untersuchungsrichter, vor dem sie schon einmal aussagen mußte, ihren Talisman, ihren Ring, beschlagnahmt hatte, was sie sich überhaupt nicht erklären konnte.

„Sie sind Schweizer Staatsbürgerin, in Zürich geboren, Studentin der Universität und im Nebenberuf beim Film tätig — ledig?"

„Ja!" flüsterte Käthe mit leiser Stimme.

Der Vorsitzende wandte sich abermals an den Staatsanwalt:

„Herr Staatsanwalt, bitte, wollen Sie Ihre Fragen an die Zeugin richten."

„Seit wann unterhalten Sie intime Beziehungen zu dem Angeklagten?" fragte der Staatsanwalt zur ungeheuren Verblüffung aller Anwesenden im Saale die Zeugin ganz sachlich und nüchtern.

Willy von Pfeil glaubte nicht richtig zu hören. Er sprang auf, als wolle er sich auf den Staatsanwalt stürzen. Mit heiserer Stimme schrie er ihn an:

„Herr Staatsanwalt, das geht zu weit ... ich verbiete Ihnen ..."

„Ruhe!" rief der Vorsitzende laut und energisch dazwischen. „Angeklagter, wenn noch das Geringste vorkommt, muß ich Sie sofort abführen lassen und bestrafen!"

Pfeils Gesicht war dunkelrot angelaufen, und nur mit größter Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen. Der Vorsitzende wandte sich zu der Zeugin:

„Wenn Sie die Antwort auf diese Frage verweigern wollen, steht es Ihnen frei ..."

Auch Käthe Füßli war von ihrem Stuhl aufgesprungen, erst glühend rot und dann totenblaß geworden und sah aus weitaufgerissenen, angsterfüllten Augen den Staatsanwalt an:

„Nein!" rief sie. „Ich will diese Frage beantworten, ich will sogar schwören. Ich schwöre, daß niemals das geringste zwischen Herrn von Pfeil und mir bestand, das ich verschweigen müßte. Ich verehre ihn als gütigen Menschen und großen Künstler, wie alle, die ihn kennen."

Dann sank sie erschöpft auf ihren Stuhl zurück.

„Gut, daß Sie noch nicht vereidigt sind", sagte völlig ungerührt der Staatsanwalt, „ich werde Ihrem Gedächtnis etwas nachhelfen, Sie haben sich am 6. Mai in der Villa des Angeklagten, nach einem kleinen Festessen zu dritt, mit dem Aufnahmeleiter Herrn Peter Stohansl verlobt ..., stimmt das?"

„Ja!" Käthe Füßli war abermals rot geworden und flüsterte: „Aber ich habe ..."

Der Staatsanwalt unterbrach sie:

„Vorderhand genügt mir Ihr „Ja". Sie haben sich mit Herrn Stohansl geküßt, und er hat Sie für seine Braut gehalten. Ich glaube, auch der Angeklagte war damals dieser Ansicht."

„Angeklagter, waren Sie dieser Ansicht?"

Willy von Pfeil blickte den Staatsanwalt aus funkelnden Augen an, als sähe er einen bösartigen, hinterhältigen Feind vor sich:

„Ja!" sagte er scharf. „Ich war es nicht nur, sondern ich bin auch heute noch dieser Ansicht. Ich verstehe aber nicht, wie es selbst einem Staatsanwalt erlaubt sein darf, ein junges, makelloses Mädchen in der Oeffentlichkeit zu beschimpfen und zu erniedrigen."

Der Staatsanwalt sprang auf:

„Herr Vorsitzender, ich muß bitten."

Der Vorsitzende rief gleichfalls laut und scharf:

„Angeklagter, mäßigen Sie sich ... ich habe Ihnen schon einmal Strafe und Entfernung aus dem Saal androhen müssen."

Der Verteidiger sprach flüsternd beruhigend auf Pfeil ein, der wie betäubt auf die Anklagebank zurücksank.

Der Staatsanwalt aber fuhr fort:

„Es ist jedenfalls interessant, daß der Angeklagte Sie auch heute noch für die Braut des Herrn Stohansl hält, bitte, sind Sie es noch?"

Käthe Füßli sah zu Boden und schüttelte stumm den Kopf.

„Na also, das wollte ich ja nur wissen. Herr Peter Stohansl, den wir ja später noch hören werden, hat darüber bereits einiges zu Protokoll gegeben. Bitte, Fräulein Füßli, Sie haben damals nach Ihrer Verlobung die Villa des Angeklagten mit Herrn Stohansl als seine Braut verlassen. Als Ihr Bräutigam dann auf möglichst rasche Hochzeit drängte, behaupteten Sie plötzlich, daß Sie zwar nur ihn lieben, ihn aber nicht heiraten können und hoben Ihre eben geschlossene Verlobung wieder auf!"

„Ja!"

„Wollen Sie den Grund für Ihr eigentümliches Verhalten angeben?"

Käthe Füßli schüttelte energisch den Kopf: „Nein!"

„Dann werde ich Sie anders fragen ... Sie hatten doch im Atelier einen Auftritt mit Frau Marietta ... der Grund dafür war ein Ring ... wollen Sie darauf antworten?"

„Ja", gab Käthe gequält zur Antwort, „Fräulein Marietta hatte heimlich meine Handtasche durchwühlt und meinen Ring gefunden."

„Steht dieser Ring in irgendeiner Beziehung zur Aufhebung Ihrer Verlobung?"

„Direkt nein ... aber er hängt damit zusammen", flüsterte die Zeugin kaum hörbar. „Es ist etwas in meinem Leben", sie stammelte — „ ich weiß nicht ... ich kann es schwer sagen ... ich schäme mich ..."

„Jetzt sind wir endlich da, wo ich Sie haben wollte. Sie schämten sich also, aber" — die Stimme des Staatsanwaltes schwoll an — „aber Sie haben sich nicht geschämt, sich von dem Angeklagten einen so kostbaren Ring schenken zu lassen!"

Bei diesen Worten sprang Käthe Füßli mit allen Zeichen der höchsten Erregung auf:

„Mein Ring ... von Herrn von Pfeil? ... Das ist ja Wahnsinn! Ich habe niemals von Herrn von Pfeil einen Ring geschenkt bekommen, mein Ring ist ..."

Doch hier unterbrach sie der Staatsanwalt streng:

„Bevor Sie weitersprechen, muß ich Sie fragen, könnten Sie das auch unter Ihrem Eid aussagen?"

(Fortsetzung folgt)

Die Weihnachtsbotschaft fand in dem Altar, den Veit Stoß für die Obere Pfarrkirche zu Bamberg 1523 schuf, die gleiche kraftvolle Gestaltung, die allen Werken dieses Meisters der deutschen Bildschnitzerei des Mittelalters eigen ist. (Scherl-Bilderdienst-M.)

MARYLAN
MARYLAN ein feststehender Begriff erfolgreicher Kosmetik

Die friedliche Nacht

Eine Legende von Josef Robert Harrer

Wenn in der Weihnacht über die Stadt und das Land und den schlummernden Wald leise der Schnee herniederrieselt, daß es wie von winzigen Silberstimmen klingt, und wenn nirgends der Haß zu bemerken ist, seht, dann haben es auch auf aller Welt die Tiere gut. Denn nicht nur den Menschen ist die Weihnacht ein Fest des Friedens, auch die Tiere haben eine glückliche, haßfremde, friedliche Nacht im Jahre: die Weihnacht.

Dafür sorgt ein großes Heer von Weihnachtsengeln, die bereits am Abend, wenn die Menschen den Lichterbaum erstrahlen lassen, die Welt besuchen und den Frieden für die Tiere alle bereiten. Gar viele Engel haben die Hände voll zu tun; in jeder Stadt, in jedem Dorf, auf den Feldern und in den Wäldern harrt ihrer die Mühe.

Die Fischlein wischen ihm eins aus

Da ist der Weihnachtsengel der Mäuse. Schon huscht er, während sein Kollege, der Weihnachtsengel der Menschen, den Kindern die Geschenke unter den Lichterbaum stellt,

Keiner tut dem andern was

schon huscht er in den Keller und in die Vorratskammer und auf den Dachboden. Wo eine Mausefalle steht, dort nimmt er den Speck heraus und legt ihn neben die Falle. Er flüstert: „Mäuschen, kommt nur herbei! Diese Nacht könnt ihr vom Specke naschen, ohne daß ihr in der Falle gefangen werdet!" Und die Mäuschen huschen herbei und essen sich satt und lachen vergnügt.

Der Weihnachtsengel der Pferde wieder hat dem Kutscher die Peitsche weggenommen und dem Reiter die Sporen abgeschnallt. Und wenn irgendwo Schlitten oder Wagen zu schwer belastet sind, schiebt der Engel tüchtig an und die Pferde spüren die Last nicht mehr.

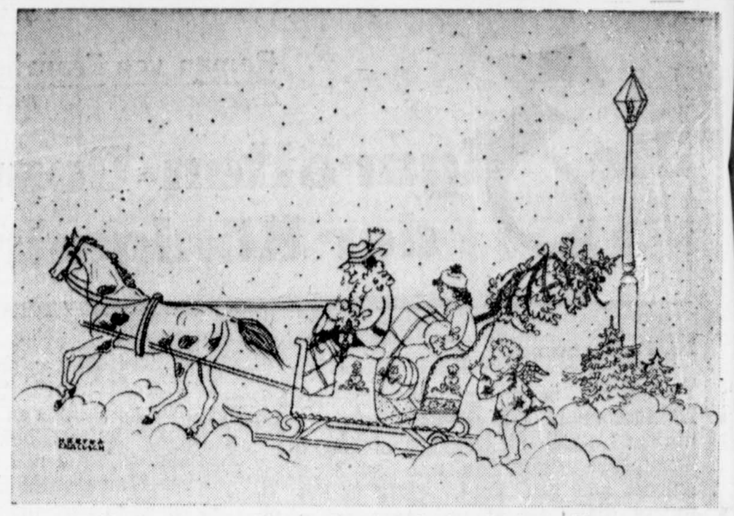
Sollte es einem Jäger oder Wilddieb in der friedlichen Weihnacht einfallen, auf ein Reh oder einen Hirsch zu schießen, so wird er nichts erbeuten, denn der Weihnachtsengel des Wildes hat die Geschosse aus den Patronen entfernt, so daß nur hauchdünner Nebel vom Pulver aus dem Rohre getrieben wird.

Der Weihnachtsengel der Hühner nimmt dem Marder und dem Fuchs und den anderen Hühnerfeinden den Geschmack und die Lust auf eine Hühnermahlzeit, so daß kein listiger Mordgeselle in der Weihnacht um den Stall schleicht.

Und sitzt irgendwo ein nächtlicher Fischer am Ufer, um einen Fisch zu fangen, so fliegt unsichtbar der Weihnachtsengel der Fische heran: er schneidet den Angelhaken von der Schnur, er öffnet die Maschen des Netzes, damit auch die Fischlein eine friedliche Nacht haben.

Von den Leimruten wischt der Weihnachtsengel der Vögel den klebrigen Stoff. So sind auch die Vöglein in dieser Nacht vor dem Hasse der Welt bewahrt.

Gar viele Weihnachtsengel der Tiere sind noch beschäftigt, Schlageisen unschädlich zu machen, Fanggruben für Tiger und Elefanten zuzuschütten, den Kühen im Stall die lästigen Fliegen aus dem Ohr zu scheuchen, dem Hund den peinigenden Floh aus dem Fell zu nehmen, kurz: gegen jegliche Gefahr, gegen jeglichen Schmerz, gegen jeglichen Unfrieden, der den Tieren droht, ist in der Weihnacht ein Engel als Helfer bereit.



Noch ein paar Meter, dann sind sie gleich zu Haus
(4 Federzeichnungen Herta Chalusch)

Dieses Geschenk ist allen Tieren der Welt den sanften und den wilden, den starken und den schwachen, den großen und den kleinen von jeher gewährt.

Aus Pulver wird ein Nebelschwaden

Die dunkle Stunde

Erzählung von Gerda Holt

Bert Bragge stapfte die Straße entlang zum Büro. Das Drahtwerk lag dunkel, doch hinten in den Magazinen hörte er die Zieher die Ringe in die Fässer packen. Und morgen würde er, Bert, fortgehen . . . Er blieb stehen, es war so still ohne die lärmenden Maschinen. Dort drüben, wo das letzte verglimmende Tageslicht stand, lag die Grenze . . . Bert ging weiter. Wie lange stieg er nun diese Treppe hinauf . . .? Richtig . . . das waren zehn Jahre, und heute war er siebenundzwanzig. Kaufmann Hilmar Bragge hatte den beiden Söhnen des gefallenen Bruders nichts geschenkt, beide hatten sie im Drahtwerk klein angefangen, heute pendelte Bert als Mittler zwischen Werk und Kundschaft, und an seine Stelle als Sekretär des Onkels war Roland gerückt.

Bert trat ins Büro.

Der jüngere Bragge, den wirren blonden Schopf über ein Kassenbuch gebeugt, nickte und sah nicht auf. „Du arbeitest ja mit Volldampf, Roland, und ich dachte, dieser letzte Abend würde uns zusammen gehören?" — „Ich werde nicht fertig", sagte Roland und schrieb weiter, „du mußt verstehen."

Bert strich sich das wirre blonde Haar aus der Stirn. „Aber du wirst ab morgen für uns zwei schaffen müssen, Kleiner." Er hielt inne, doch der Bruder antwortete nicht. „Was hast du denn?" fragte Bert. „Ist etwas mit Onkel . . . oder gar mit Karin, die mein tüchtiger Bruder heute morgen wieder heimlich besucht hat, hm?" — „Nein", sagte Roland verschlossen, „ich bin müde, das ist es." — „Ja, ich habe letzthin wenig an deiner Seite sein können, Kleiner, und ich werde das auch in Zukunft ja nicht können. Nur fordert diese Zeit auch von euch, die privaten Dinge zurückzustellen, auch den großen Zuschnitt, selbst wenn Karin daran Gefallen findet."

Wie ihm diese Vorwürfe schwer fielen an diesem Abend, den er mit so viel Zuversicht und Begeisterung hatte beschließen wollen! Nein . . . Roland hatte weder die Energie noch die Gesundheit des Vaters geerbt, hatte eine bedenklich offene Hand. „Ab morgen macht Onkel Hilmar die Geldsachen wieder selbst, Roland, du kannst sie ihm heute abend also übergeben."

Der Jüngere sah endlich auf und sagte zögernd: „Ich wollte dir sagen, Bert . . . ich . . . kann die Kasse noch nicht abgeben, ich muß sie . . . in Ordnung bringen . . .", dann schneller: „Verstehst du denn nicht, daß ich ohne Karin nicht leben kann, daß sie Ansprüche stellt . . . ich dachte, ich wollte alles ersetzen bis Weihnachten, aber nun . . ."

Bert erstarrte. „Die Kasse stimmt nicht? Und du hast . . .? Bist du wahnsinnig geworden, Roland?" Er ging um den Tisch herum und blieb dicht neben dem Bruder stehen. „Und die Mutter . . .?" — „Die Mutter darf es niemals erfahren."

Er sah zum Bruder hinüber, sah wieder die ganze Haltlosigkeit und jugendliche Erbitterung in seinem Gesicht, und gegen die eigene Ueberzeugung wallte die alte Verbundenheit und Liebe mit dem Jüngeren, Schwächeren in ihm auf. Er hörte über ihnen beiden die Uhr ticken und mit ihrem Schlag das Leben rinnen. Bert sagte laut: „Ich muß noch zu Onkel Hilmar hinüber. Wenn ich ihm sage, ich hätte das Geld genommen und würde es irgendwann später ersetzen, muß er mir glauben."

Eine Stunde später nahm Bert Bragge von den Leuten im Magazin Abschied. „Morgen also, Bert?" — „Ja, morgen." Sein frohes Gesicht ermunterte sie, sie wollen hinter ihren Zugmaschinen und Haspeln nicht zurückstehen, auch Draht war not. Sie waren mit Schwung bei der Arbeit. Als Bert in den dunklen Hof hinausging, schwand der Schein von seinem Gesicht und Totenblässe fiel darüber. Ja, er hatte sich mit dem Chef ausgesprochen, und das Eingeständnis der Verfehlung lag hinter ihm. Nun lag ein Schatten undurchdringlich vor ihm: er war nicht mehr der alte, fand nicht mehr zu der vorwärtsdrängenden Kraft und Begeisterung zurück. Er glaubte zu ersticken, dorthin, wo es das Höchste zu verteidigen galt, dorthin schleppte er eine freiwillig übernommene Schuld . . . wo aber war das große Ziel, dem er sein Herz entgegen getragen? . . . Er sah den Weg, halbhell, der durch die Wiesen heimführte, dort wartete die Mutter auf ihn und die beiden anderen . . . Bert blieb stehen, der Schatten lag undurchdringlich vor diesem Weg nach Hause. Dann, es waren Minuten vergangen, ließ er den Weg zur Rechten und ging links dem Bahndamm zu . . .

„Ich weiß, dir fehlt Geld in der Kasse", sagte Kaufmann Bragge, „dein Bruder hat es unkorrekterweise entnommen. Ich bedauere das." Er nahm Roland die Schlüssel und die Bücher aus den Händen und legte alles vor sich nieder. Er setzte sich dem Jungen gegenüber und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann: „Vor zweiundzwanzig Jahren lag euer Vater vor Verdun . . . du hast die Zeit damals noch nicht zu erleben und erleiden brauchen. Ich habe heute darüber nachgedacht, worin ein gut Teil all unseres Elends damals begründet gewesen sein mag. Was wußte man damals von einer Idee, die es vermocht hätte, alle zugleich aus einem vielgestaltigen Dasein und von jeher geheiligten Anschauungen herauszureißen und auf Gedeih und Verderb zusammenzubinden, eine Idee, die alle wie eine Flamme ergreifen und versengen würde? Haben nicht manche gedacht: ‚Wir müssen doch, kämpfen wir also . . .' oder ‚indes wir draußen sind, ruhen die Gerichte . . . manches vergißt sich leichter . . .', und die Haltlosen, Rastlosen, die nichts zu verlieren hatten, erträumten sich wohl ein neues Glied in der Kette ihres wurzellosen Lebens. Und diese alle standen neben den anderen, die mit heißem Herzen und der Sehnsucht hinauszogen, das Land möge Frieden haben. Aber um Deutschland zu retten, darf keiner hinausziehen, der mit persönlicher Schuld beladen ist, denn das ist Verrat."

Kaufmann Bragge sah seinen Neffen an und wartete. Da schrak der Junge auf und sagte: „Hast du gemeint . . . daß Bert . . . Was sollte dann Bert tun . . .?" — „Bist du dir so wenig klar darüber, Roland, was ein Bragge vor seinem Gewissen verantworten kann?" sagte Hilmar Bragge hart.

„Was soll ich . . . was soll Bert dann tun . . .?" Schweigen. Die Uhr tickte. Roland stand auf, er legte den Federhalter aus der Hand und schob alle Bücher mechanisch an ihren Platz. Er blieb einen Augenblick stehen und fuhr sich über die Stirn. „Bitte, Onkel, entschuldige mich, ich möchte . . . weißt du, wo Bert ist . . .?" — „Er ist nicht daheim . . . er ist auch nicht im Werk . . . er wird draußen sein . . . irgendwo . . ." — „Ich will ihn suchen. Entschuldige mich bitte!"

Hilmar Bragge hört, wo unten die Tür schlägt, er löscht das Licht und öffnet das Fenster. Rolands Schritte entfernen sich . . . ins Dunkel, dem Bahndamm zu. Der Mann, der den beiden Brüdern seine Lebensarbeit anzuvertrauen gedachte, steht unbeweglich und erbarmungslos an seinem dunklen Fenster. Er hört von weither das Dröhnen des Nacht-D-Zugs herkommen, hört, wie jemand verzweifelt ruft: „Bert! Bert!"

Der Lärm des Zuges schwillt an, der Stelle zu, wo die Brüder nun sein müssen . . . War das eine Menschenstimme? Ein Hilfeschrei? Oder war es am Ende nur der vorüberrasende Zug mit seinen abgeblendeten Lichtern? Als Bragge die Hände von der Brüstung zurückzieht, sind sie eiskalt und ineinandergekrampft, er schiebt mühsam das Fenster zu und dreht das Licht an. Er reibt die Hände warm und nimmt sein Kassenbuch vor. Nachdem er hineingeschrieben hat, schließt er es und faltet die Hände darüber. So bleibt er unbeweglich sitzen und lauscht.

Schritte, die sich draußen nähern, lassen ihn sich aufrichten. Irgend etwas leuchtet in seinem Gesicht auf, der Abglanz jäher Freude kann es sein: da draußen kommt nicht nur einer. Die Tür öffnet sich, und beide Bragges stehen auf der Schwelle. Der Jüngere blutet an der Stirn. Er muß gestrauchelt sein, als er den Bruder von den Schienen zurückriß . . . oder es mag auch umgekehrt gewesen sein . . .

Roland wischt ein paar lästige Tropfen fort und sagt: „Ich habe dir noch etwas zu gestehen, Onkel Hilmar. Bert wollte für mich . . . und ich . . ." Der Werksherr hebt die Hand. „Was du sagen wolltest, Roland, sag' es nicht. Deutsch ist: durch Taten besser machen. Glaub', der morgige Tag und alle, die noch folgen, werden uns nicht leicht fallen, obwohl, Jungens — nun weiß ich, daß ihr beide Bragges seid . . ." Dann sagt Hilmar Bragge sachlich: „Ich hatte noch eine Eintragung ins Buch zu machen. Ich habe zweitausend Mark zu meinen Lasten gebucht . . . und die Gelder stimmen."

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt GmbH.**, Paderborn. Verlagsdirektor: **Albert Paul.** Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Hans Grohmann**; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger**; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil: **Georg Voigt**, sämtlich in Paderborn. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeit. o. Strom, o. Batterie Antrieb d. eingeb. Laufwk Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg Katal. mit viel. Neuh. grat Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str 21

Ehewillige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk kostenlos. Neuland-Briefbund Herne R Fach, 15

Bauerntochter auf dem Lande, 24 J alt, gesund, häuslich, sucht die Bekanntschaft mit sol. kath. Herrn in gesichert Stellung zwecks späterer **Heirat** Gute Aussteuer u. Barmitgift. Nur ernstgem. Zuschr. unter Nr. 1135/5 an „Der 7 Tag" Padb.

Landwirtsi., 28 J. Tischler, 1.70 groß, gute Erscheinung, 5000 RM Vermög., w. die Bekanntsch. eines netten, lieb Mädels bis 27 J. zwecks baldiger **Heirat** Einheirat angen. B. Idzuschrift. unt Nr 1116/3 an „Der 7. Tag" Paderborn

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

8. Jahrg. – Nr. 53 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 31. Dezember 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ins neue Jahr

Das junge Jahr
Ist hell und klar —
Kameraden, wir marschieren!
Wir schreiten stumm durch Eis und Nacht;
Und keiner wird, wenns blitzt und kracht,
Den frohen Mut verlieren!

Noch klirrt der Frost
In West und Ost —
Kameraden, wir marschieren!
Und blüht es rot von Blut und Schnee —
Dann wollen wir trotz Tod und Weh
Im Glauben triumphieren!

Bald schmilzt das Eis;
Bald grünt das Reis —
Kameraden, wir marschieren!
Die Fahnen, die für Deutschland wehn,
Und uns voran zum Siege gehn,
Wird junges Lenzlaub zieren!

Heinrich Anacker

Deutscher Stoßtrupp erstürmt einen französischen Stützpunkt (Rauen, Zander-Multiplex-K.)

Kampf um Deutschland

Von Wilfrid Bade

Mitten in Europa gelegen, preisgegeben dem Druck von allen Seiten, hat das deutsche Volk es immer schwerer gehabt als andere Völker, sich zu behaupten. Je nachdem sich der Druck einseitig bemerkbar machte oder von allen Seiten gleichzeitig auftrat, ergaben sich verschiedene Formen des Kampfes um die Existenz.

In den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende wurde die Mitte Europas von Osten her unter Druck gesetzt, während im Westen die Macht des römischen Reiches sich weitgehend abschwächte. So blieb den germanischen Völkern die Möglichkeit, dem östlichen Drucke auszuweichen. Sie gingen auf der Linie des geringsten Widerstandes nach Süden und Westen. Wir nennen heute diese Jahrhunderte mit dem zusammenfassenden Namen der Völkerwanderung; jedoch zeigte es sich, daß diese Art der Reaktion politisch negativ war. Die Kraft der germanischen Erdteilsmitte lief einfach aus, sie verströmte, sammelte sich nicht in einer neuen Gesamtheimat.

Als der Druck von Westen sich wieder verschärfte, begann eine Rückwanderung des deutschen Menschen nach Osten. Diesmal war es nicht nur ein Abströmen, sondern es wurde eine wirkliche Landnahme daraus, eine Rücknahme eines Teiles der Gebiete, die beim Westzug aufgegeben worden waren. Diese Reaktion erwies sich, politisch gesehen, als positiv.

Dann kam die Zeit des umfassenden Druckes aller umliegenden Völker auf die Mitte. Daraus entstand ein dreißigjähriger Krieg, der das Volk der Mitte die Hälfte seiner Menschen kostete und sein Gebiet verwüstet, ausgesaugt und fast zukunftslos zurückließ. Es wurde aller seiner natürlichen Grenzen beraubt und neuerlichen Einfällen offen gemacht. Seine völlige Aufteilung unter die Mächte der europäischen Randgebiete unterblieb nur, weil eine schwache Mitte diesen noch vorteilhafter schien als gar keine. Diese Konstellation erwies sich für das Volk Deutschlands als nahezu tödlich. Sie wiederholte sich beim Zusammenbruche 1918.

Die endliche Aufrichtung einer ihren Lebensraum voll ausfüllenden, starken und die Deutschen nahezu vollständig in einem Reiche vereinigenden Macht der europäischen Mitte mußte naturgemäß die soeben erst siegreich gewesenen Gegenkräfte auf den Plan rufen. Sie bedeutete aber zugleich bereits die Gewähr dafür, daß in diesem Augenblick die Aufrichtung eine zweitausendjährige Unterwertigkeit der Mitte endgültig beendet war und damit Europa endlich nach den Gesetzen einer geopolitischen Ordnung zu leben vermochte, ohne daß es den subversiven Bestrebungen noch einmal möglich sein könnte, die kraftvoll in sich geschlossene deutsche Nation zu überwältigen.

Dem Führer gelang diese säkulare Tat in fünf Vorbereitungsjahren und in einem Ausführungsjahr. In seiner Hand lag die Entscheidung, ob das deutsche Volk für alle Ewigkeit schwach und angreifbar oder stark und unbesiegbar sein sollte. Er traf sie. Nicht in seiner Macht stand es, ob die deutschfeindlichen Mächte diese endliche Formung des Deutschen Reiches als die uneinnehmbare Zitadelle Europas anerkennen oder ob sie diese historische Entwicklung der Probe einer kriegerischen Bewährung unterwerfen wollten.

Der Führer wünschte den Frieden. Er hat das Großdeutsche Reich aufgerichtet, ohne daß ein Schuß von deutscher Seite fiel. Die anderen riefen gegen das neue, endgültige Europa die Waffen an. Die Mächte einer vergangenen Zeit, demokratisch und imperialistisch-kapitalistisch zugleich, erklärten der neuen Ordnung den Krieg, die raumgebunden und sozialistisch ist.

Es soll am Ende des Jahres 1939 nicht vergessen werden, daß an seinem Beginn die feierliche Einweihung der Neuen Reichskanzlei steht — des Hauses, das ein Symbol des Neuen Reiches ist. Es ist bis zum letzten Fenster, bis zur letzten Türfüllung Ausdruck dieses Reiches schlechthin. In ihm hat das endgültige Deutschland sich sein erstes Denkmal gesetzt.

Als es aufgerichtet war, begannen die Kriegsvorbereitungen der Plutokratien, die sehr wohl das Gleichnishafte in diesem Bau begriffen. Sie übersahen nur eines, daß nämlich der Geist dieses Hauses ebenso deutsch wie neueuropäisch ist. Die jungen Völker Europas versagten sich, wie die folgenden Monate deutlich zeigten, denn auch der Hetze der kapitalistischen Reaktion und traten in freundschaftlicher Neutralität an die Seite Deutschlands, als ihm der Krieg im Spätsommer von den Plutokratien aufgezwungen wurde.

Die Monate bis zum 1. September waren nichts anderes mehr als Monate der Vorbereitung auf die Auseinandersetzung.

Im März holt der Führer Böhmen und Mähren heim ins Reich, so wie ein Bauer die Ernte birgt im Schein des heraufziehenden Gewitters. Im gleichen Monat ergeht des Führers Auftrag an den Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsidenten Funk, die neue Kredit- und Finanzpolitik des Reiches einzuleiten und durchzuführen, wie sie nunmehr, nachdem ein Block von 86 Millionen Menschen geschaffen worden, möglich war. Eindringlich sind die Warnungen, die er in diesen Wochen den Kriegshetzern entgegenruft. Aber je weiter das Jahr fortschreitet, desto deutlicher wird, daß die anderen entschlossen sind, den Dämon des Krieges loszubinden.

In einer großen Parade demonstriert der Führer an seinem Geburtstag die Kraft des Reiches. Einen Monat später besichtigt er den deutschen Westwall, abermals vier Wochen

benutzt er den feierlichen Einzug der Legion Condor zu einer neuerlichen Warnung an die Kriegshetzer. Demonstrativ gibt er dem Parteitag des Jahres 1939 den Namen Parteitag des Friedens.

Aber England hatte den Krieg beschlossen.

Der Tag der Deutschen Kunst ist bereits ganz überschattet von dem heraufziehenden Wetter. Der August ist erfüllt von unaufhörlichem Donnerrollen. In den letzten Tagen des August entläßt England den Blitz aus seiner Hand, gewaltsam und durch vorbedachte Lüge alle vom Führer aufgezeigten Friedensmöglichkeiten zerstörend. Am letzten Augusttag greifen auf Englands Geheiß die Polen an.

Von den Tagen seit dem 1. September braucht nichts in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Dies alles ist uns so nah, als sei es gestern geschehen.

Der letzte Kampf hat begonnen. Der Sieg krönte die deutschen Feldzeichen in Polen, umleuchtet die Flaggen der deutschen Schiffe, glänzt auf den Flügeln der deutschen Flugzeuge. Er wird einmal, wenn die letzte Schlacht geschlagen ist, über dem Großdeutschen Reiche leuchten, und sein Glanz wird vom Reiche der europäischen Mitte über den ganzen Erdteil ausstrahlen und ihm den Frieden geben.

Noch niemals wurde ein Reich aufgerichtet, ohne daß sein Lebensraum mit Blut erkämpft werden mußte. Aus den Opfern aber wächst immer groß die Zukunft.

Das Silvesterkind persönlich

Erlebnisblatt von Felix Riemkasten

Wenn Sie sich Mühe geben, können Sie sich allerlei höchst sonderbare Erscheinungen selber ausdenken. Zum Beispiel, Sie sitzen nachmittags beim Kaffee, die Tür geht auf, es ist um die Neujahrszeit herum, und herein kommt das Silvesterkind, persönlich. Es hat ein weißes Kleidchen an, hinten Flügel, und in der Hand steckt ein Palmzweig. Das wäre eine höchst sonderbare Erscheinung; denn darauf waren Sie nicht gefaßt.

Wie nun aber, wenn nichts dergleichen geschieht, sondern etwas ganz anderes?"

Wie nun, wenn Sie beim Kaffee sitzen und plötzlich . . .

Sie müssen zuerst wissen, daß wir in einem kleinen eigenen Häuschen wohnen und uns viel darauf einbilden, wie gut und sicher wir allemal abschließen, wenn wir ausgehen und das Häuselchen ganz sich selber überlassen. Nur unser Kater Ali ist dann noch zu Hause. Er schläft in der Küche auf der Zentralheizung. Und wer zuletzt hinausgeht, schließt ab. Dann kann, so bildeten wir uns das bislang ein, niemand herein. Das soll auch keiner. Sondern, wenn alles zu ist, ist es zu.

Und nun, während wir am letzten Tage des Jahres im Stübchen beim Kaffee sitzen, ahnungslosen Gemütes sind und ganz und gar nicht bei uns sind, unter uns . . . Plötzlich geht die Zimmertür auf, und es erscheint ein minderjähriger Knabe, ein kleiner, kurzer, minderjähriger Knabe, welcher lächelt. Er steht nur so da, mitten im Zimmer. Niemand kennt den Knaben. Er mag acht Jahre alt sein . . .

Wer hat diesen Knaben hereingelassen? Hat die Tür offengestanden? Einer von uns steht auf, um . . .

„Ja", fragen wir, nachdem wir uns in der Gewalt haben, „was willst du denn?"

Er will nicht das mindeste. Er sieht uns an, lächelt uns an und scheint sehr guten Mutes zu sein.

Wir fragen ihn behutsam aus: „Wie heißt du denn? Wer bist du denn?"

Das sagt er uns nicht. Er ist so jung und minderjährig, daß Fragen nichts nützen.

Schließlich fragen wir ihn: „Wie bist du denn hereingekommen? Wer hat dir denn die Haustür aufgemacht?"

Hier endlich löst sich seines Antlitzes Stummheit. Der ganze Knabe blüht auf mit einem freudig stolzen Lächeln, und stumm zeigt er uns, und stolz dazu, ein Ding vor, ein Drahtding . . . O wehe, uns zwinkern die Augen, es ist ein starker, guter Dietrich, jenes Ding, mit dem die Herren Einbrecher und Diebe Türen öffnen. Und dies nun ist des Knaben Leidenschaft und Sport: er geht in alle Häuser, er hat einen guten Dietrich, er macht alle Türen auf und überrascht die Leute . . .

Daß dich der Donner erschlage!

Wir waren ganz blaß. Uns schmeckte der Kaffee nicht mehr. Wir kamen uns vor wie verloren. Und der Knabe, siehe, siehe, entschwand schon, ja, er war schon entschwunden, denn seine Aufgabe hatte er gelöst. Wir wissen heute noch nicht, wer er ist und wo er wohnt . . .

Begegnen wir diesem Knaben durch Zufall je einmal, so wollen wir ihm folgen und seine Herren Eltern zu sprechen versuchen. Einstweilen haben wir ein Kombinationsschloß angeschafft, damit unsere Nerven wieder besser werden. Den Knaben aber, da wir ihn anders nicht benennen können, nennen wir „Dietrich".

Sieg der Treue / Neujahrs-Erzählung von Friedrich Franz Goldau

Der Nordost schlug mit Keulen in die blattlose Buche auf dem Lindenhof. Die Wanduhr in der Wohnstube meldete die neunte Abendstunde.

Heftiges Pochen an die Tür zog den Amtmann, der bei der jungen Bäuerin am Tische saß, auf den Stuhl zurück. „Frau", meldete der eintretende Großknecht, „ich komm aus der Stadt. Am Wagen ist ein Rad gebrochen. Ich hab' die Pferde abgesträngt und mitgebracht. Den Wagen fahre ich morgen früh ein. Ich wollte das nur vermelden, damit Sie sich keine Unruhe machen. Der Bauer kommt zu Fuß. Ich geh ihm entgegen. Denn bei dem Wetter . . ."

„Es ist miserabel . . ."

„Es ist sehr miserabel, Herr Amtmann", sagte der Großknecht Fred. „Und wenn Sie auch eine Laterne nehmen wollen, Herr Amtmann . . ."

Der junge Amtmann wäre dem Großknecht am liebsten an den Hals gefahren. Doch er erhob sich, nahm die Laterne, die Fred ihm reichte, warf sich in den Pelz und folgte Fred in die begonnene Nacht.

Der gefrorene Schnee, mit Hagelkörnern gemischt, traf den Amtmann wie mit Nadeln. Der Sturm knickte Aeste und Zweige, und der Sturm biß grimmig in die Ohren. Aber das alles dämpfte das Feuer nicht, das in ihm brannte. Trotz seines Lächelns, das er stets zur Schau trug, raste ein Dämon in ihm. Obschon der Bach, der hier den Weg kreuzte, in seinem Eispanzer stöhnte, glühte sein Blut. Der Dämon in ihm bohrte und raunte: „Wenn er den rechten Weg verpaßt, ist's mit ihm aus. Ein Sturz in den Bach. Die Eisdecke bricht . . ."

Er meinte, das Fluid der schönen Frau zu empfinden, die dem Bauern aus der Stadt auf den Hof gefolgt war, und es raunte in ihm: „Wenn wir ihn erfroren finden, ist Tilde frei. Der Tod hätte ein Band gelöst, das sie an ihn fesselt."

Der Gedanke wuchs zum Verlangen, wuchs zum Begehren, daß es so sei. Er überglutete die Kälte, die ihn umgab, wogte hinauf und hinab wie der Laternenschein, der über die Schneefläche wogte und brannte in weißer Lohe wie der Lichtkegel, wenn er ein Hindernis traf.

Nach fast einer halben Stunde Wegs, auf dem sie kein Wort sprachen, hielt Fred ihn an: „Der Bauer kann auch diesen Weg kommen, Herr Amtmann. Gehen Sie ihn bitte. Ich gehe den zweiten. Die Nacht ist wohl laut, doch man hört einen Schuß. Ich habe zwei Jagdpistolen mitgenommen. Schießen Sie eine ab, wenn Sie den Bauern treffen. Ich werde das ebenfalls tun."

Kaum hinhörend, und diesem Fred nichts anderes wünschend als dem Bauern, steckte der Amtmann die Pistole ein und stampfte davon. Er hatte kaum hundert Schritte gemacht, als der Lichtkegel der Laterne einen Hund auf der verschneiten Strecke traf. Der Hund zerrte winselnd an einem dunklen Mantel. Der Amtmann kannte den Hund. Der Hund heulte jämmerlich auf und zerrte noch stärker.

Der Amtmann rief: „Karo, was gibt es?"

Der schwarze Rüde peitschte mit der Rute den Schnee. Der Amtmann setzte die Laterne nieder und brachte den verschneiten Bauern halb sitzend hoch. Ein totenbleiches Gesicht starrte ihn an. Anscheinend war der Bauer auf dem glatten Wege gefallen, mit dem Kopf hart aufgeschlagen, bewußtlos geworden und dann eingeschneit.

In dem Amtmann flüsterte der Dämon wieder: „Tilde ist frei!"

Sollte er den Gefundenen niederlegen und liegen lassen? Sollte er den Hund mitnehmen und zurückgehen? Er konnte doch sagen, er habe den Bauern nicht gefunden. In einer halben Stunde würde der jetzt in dichten Flocken fallende Schnee ihn zugedeckt haben. Der Frost würde das weitere tun.

Karo packte des Amtmanns Pelz mit den Zähnen und zog ihn wieder zu seinem am Boden liegenden Herrn. „Du bist doch ein Mensch", schien er ausdrücken zu wollen. „Also, faß an!"

Flehend richteten sich die Augen des Hundes auf den Amtmann. Er griff in die Manteltasche und zog eine Rumflasche hervor. Auf dem Hinwege zum Hofe hatte er sie sich in einer Dorfschenke geben lassen, um sich hernach einen Grog zu brauen. Jetzt schämte er sich vor den flehenden Blicken des Hundes. War er nicht ein Schuft, der einen Menschen der Gefahr überließ? Er entkorkte die Flasche und hielt sie dem Bauern an die Lippen. Da der Bauer nicht trank, flößte er ihm ein Quantum des erwärmenden Getränkes gewaltsam ein. Dann lauschte er einige Sekunden und schoß die Pistole ab.

Weithin vernehmbar dröhnte der dumpfe Knall. In der nahen Stadt antworteten Freudenschüsse. Man war der Meinung, es habe schon einer das kommende Jahr mit einem Böller begrüßt. Dann wartete der Amtmann.

Der Sturm, der mit den Flocken spielte und den Schnee zu Hügel trieb, schlug ihn mit Ruten. Er verspürte ein durchdringendes Frösteln, wartete in hockender Stellung und erwachte aus einer tiefen Gleichgültigkeit, als der Großknecht in Eilmärschen erschien.

„Lieber Gott! Bauer . . .!" Mehr konnte Fred nicht über die Lippen bringen. Die weiteren Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er hatte wohl gesehen, wie es mit dem Amtmann und seiner Neigung zu der jungen Bäuerin stand. Was sollte er jetzt von dem Beamten denken. Fred nahm seinen Herrn wie ein Kind auf die Arme und schritt mit der lieben Last aus.

Schleppend und schwer und gesenkten Hauptes folgte der Amtmann. Sein Lächeln, das er zur Schau trug, glich einer Grimasse. Er kam viel später zum Hofe als der Großknecht Fred mit seiner nicht leichten Bürde.

„Es wird keine Folgen haben. Der Bauer hat sich erholt und schläft jetzt", wurde der Amtmann von der Bäuerin empfangen, und sie bat ihn, bis zur Neujahrsstunde zu bleiben. Aber er dankte. Es sei wohl besser, wenn er heimgehe und sich lege. Am Neujahrstage wolle er kommen und nach dem Bauern sehen.

„Dann fahr ich Sie mit dem Schlitten ins Dorf", bot sich Fred an und spannte gleich an, hängte die Laterne neben den Bock und der Amtmann nahm Platz. Mit Klingelgeläute glitt der Schlitten über die gleißende Fläche. Mit freudigem Jaulen begleitete Karo die Fahrt.

Der Amtmann zog einen Geldschein aus der Brusttasche und hielt ihn Fred hin: „Nehmen Sie das. Sie sind um Ihren Silvesterpunsch gekommen. Stecken Sie das Geld ein."

„Geld . . .? Dafür Geld . . ?" Fred nahm es nicht an. „Es ist keine Mühe, Herr Amtmann. Dieser Dienst, den ich Ihnen erweisen darf, ist mir die schönste Silvesterfreude. Sie haben meinem Bauern ja auch so einen schönen Dienst getan."

Da dröhnten die Böller, und die Glocken sangen. Und der Schlitten hielt vor dem Hause des Amtmanns. „Gesegnetes Jahr, Herr Amtmann."

„Auch Ihnen! Auch dem Bauern und der Bäuerin."

„Will's gern vermelden."

„Und nun kommen Sie mit mir ins Haus und trinken Sie eins mit auf die Treue. Sie sind ein braver Kerl, Fred. Und der Karo ist's auch. Also denn: Auf das Glück des Bauern und der Bäuerin. Es lebe die Treue!"

Der Winterrock

Von Alexander Keller

Iwan Nestorowitsch Kargajew stapfte durch den Schnee heimwärts. Er war guter Laune, und pfiff leise vor sich hin, obwohl es bitter kalt war und ein unangenehmer Wind über die Ebene fuhr. Aber Iwan Nestorowitsch Kargajew schlug den Pelzkragen auf und versenkte die Hände in die Taschen.

Dann blieb er stehen und blinzelte. Ein Mann stand vor ihm. Ein kräftiger Mann mit einem hageren Gesicht und breiten Schultern.

„Bruder", sagte der Fremde und rieb seine knochigen Hände, „Du hast einen schönen Pelz, Bruder — wozu brauchst Du einen Pelz?"

Iwan Nestorowitsch Kargajew fühlte, daß es auf diese Frage hundert Antworten gab . . . gute und schlechte Antworten — scharfe und milde . . . er verschluckte sie alle. Er fühlte irgendwie, daß jede Antwort wie ein Ruf in einen leeren Wald gewesen wäre. Endlich murmelte er mit bebenden Lippen „Bruder — weil mir kalt ist."

„Kalt . . . kalt . . ." Der Fremde stieß die Luft durch die Nase wie ein wieherndes Roß. „Bruder, Du bist hier zuhause . . . dort drüben ist Dein Haus, dort erwartet Dich eine Frau und ein warmer Ofen . . . aber ich bin heimatlos . . . ich habe nichts, als diese Kleider . . . ich bin arm . . . Bruder . . . ich sage nicht, „Gib mir den Pelz" . . . nein — ich bitte Dich darum. Ich bitte Dich . . ."

Iwan Nestorowitsch Kargajew räusperte sich zweimal. Er war ein guter Mann und dieser Fremde sah wirklich schrecklich aus. Man sah ihm geradezu an, wie er fror, und er, Iwan, hatte einen so schönen, warmen Pelz . . . Wie weit hatte er denn noch bis zuhause? Zehn Minuten . . . dann war er bei Marfa und konnte sich am Ofen wärmen . . . Und jetzt sprach wieder der Fremde. Er sprach schön und leidenschaftlich. Manchmal klang seine Stimme so klagend, wie die Stimme einer Eule in der Nacht . . . Er weinte und schluchzte und Iwan Nestorowitsch Kargajew fühlte, wie ihn die Rührung übermannte . . . Und endlich zog er den Winterrock aus und reichte ihn dem Fremden. „Nimm ihn", sagte er mit bebender Stimme, „nimm ihn, Bruder, und wärme Dich."

„Ich danke Dir", flüsterte der Fremde und zog den Rock an. Er stand ihm gut. „Ich danke Dir, Du edler Mann . . . Jetzt weiß ich, was Wärme heißt . . . Bruder, jetzt bin ich glücklich. Ich werde Dich niemals vergessen . . . jetzt gehe ich in den „Lustigen Kosaken" . . ."

Iwan Nestorowitsch Kargajew unterbrach den anderen. „Bruder", sagte er, „Du bist ein Räuber, aber ein edler und armer Räuber. Und Du hast mich gerührt . . . jetzt bist Du mein Freund . . Und als Freund sage ich Dir, Bruder, geh nicht in den „Lustigen Kosaken" . . geh nicht . . ."

„Und warum nicht?" fragte der Fremde erstaunt. „Warum nicht, Bruder . . ." Iwan Nestorowitsch Kargajew schluckte schwer . . . Seine Augen wurden feucht.

„Bruder", sagte er mit bebender Stimme, „geh nicht in den „Lustigen Kosagen" — denn vor einer Stunde, Bruder, habe ich im „Lustigen Kosaken" diesen Pelzrock gestohlen . . ."

Etwas zum Lachen!

Die Macht der Perlen

Er nahm ein Etui aus der Tasche und überreichte es seiner Verlobten. „Hier ist mein Geschenk für dich, Geliebte", sagte er, „zweiundzwanzig Perlen — — eines für jedes Jahr deines Lebens!"

„Oh, erwiderte sie freudig überrascht, „du bist so gut zu mir, daß ich es dir nicht länger verbergen will — — es müssen neun Perlen mehr an der Kette sein!"

*

Das kann er schon sagen

Bei Karstens ist großer Familienbesuch. Als das sechs Monate alte Söhnchen gezeigt wird, überfällt die ganze Verwandtschaft das Elternpaar mit unzähligen Fragen. Schließlich will noch Tante Paula wissen: „Kann er denn schon Papa und Mama sagen?"

„Natürlich kann er das", antwortet Herr Karsten, dem jetzt die Fragerei allmählich zu viel wird, „er läßt bloß noch die Konsonanten dabei aus!"

*

Ordnung muß sein

„Nun habe ich wieder eine halbe Stunde nach meinem Hut gesucht", lamentierte der Gatte, „und wo hat er gelegen? Oben, auf dem Kleiderschrank! Ich bin wirklich neugierig, an welchem blöden Ort ich ihn das nächste Mal finden werde!"

„Wahrscheinlich auf deinem Kopf!" bekam er von seiner Frau zur Antwort.

*

Nicht zuständig

Der Soldat erklärte seiner Braut die Geheimnisse der Schießkunst. „Siehst du", sagte er, „wenn man zielt und den Abstand berechnet, muß man natürlich auch die Anziehungskraft der Erde berücksichtigen!"

„Nein, sowas", staunt die Braut, „aber wenn ihr nun über Wasser schießt?"

„Ueber Wasser . . . hm . . . das ist natürlich schwer zu erklären — — im übrigen bin ich ja nicht bei der Marine!"

„Sag' mal, Ellen, möchtest du meine Frau werden?"
„Nein!"
„Gut. Dann sage, bitte, deiner Schwester nicht, daß ich dich zuerst gefragt habe."

Unbekannt

„Gehst du morgen mit zu 'Figaros Hochzeit'?" fragt Frau Hühnerklee ihren Gatten. Hühnerklee schaut hinter der Zeitung hervor und meint:

„Ach was, ich kenne ja die Leute gar nicht."

*

Krauthupfer ist beim Friseur. Rasiert ist er bereits und die Haare hat er sich auch schneiden lassen.

Wie üblich fragt der Friseur:
„Kopfwaschen, der Herr?"
„Danke", sagt Krauthupfer.
„Oder etwas aufs Haar?"
„Ja", nickte Krauthupfer, „meinen Hut."

*

Arzt: „Sie müssen sehr vorsichtig leben, lieber Freund! Wein und Frauen haben schon manchen ruiniert! Welches von beiden wollen Sie nun aufgeben?"

Kranker: „Herr Doktor, das kommt auf den Jahrgang an!"

*

Der Gleiche

„Wie geht das Geschäft?" fragt Quick seinen Freund Schick.

„Ach Gott", stöhnt Schick, „dauernd diese Sorgen und diesen Aerger. Jetzt suche ich einen Kassierer."

„Haben Sie nicht vor kurzem erst einen eingestellt?"

„Doch. Gerade den such' ich."

*

Aus der Art geschlagen

Ein junger Advokat kam eines Tages zu seinem Vater und erzählte freudig, daß ein seit einem Jahrhundert schwebender, verwickelter Konkursprozeß nunmehr durch seine Bemühungen endlich zum Abschluß hätte gebracht werden können.

Da trat der Vater, ebenfalls Advokat, erschrocken einen Schritt zurück und rief klagend aus: „Mit diesem Prozeß, den ich von deinem Großvater übernahm, habe ich meine Praxis begonnen, darauf gestützt deine selige Mutter geheiratet, dich studieren lassen und ihn dir quasi als wertvollste Mitgift für deine eigene Praxis übergeben. Und nun verschleuderst du Dummkopf in ein paar Monaten ein Gut, von dem noch deine Kinder und Kindeskinder hätten leben können!"

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

11. Fortsetzung

„Ja, und tausendmal ja" — antwortete Käthe Füßli beinahe schreiend.

„Es ist gut für Sie, daß Sie noch nicht vereidigt sind."

Willy von Pfeil in höchster Erregung:

„Jetzt ist es aber genug und wenn ich auch dafür bestraft und abgeführt werden sollte, Herr Staatsanwalt, ich bin Offizier und schwöre gleichfalls, daß ich niemals Fräulein Füßli einen Ring geschenkt habe."

Der Staatsanwalt sehr ironisch:

„Angeklagter, ich würde auch Ihnen raten, mit dem Angebot Ihres Eides etwas vorsichtiger zu sein."

Die Spannung im Zuhörerraum war bis zur Siedehitze gestiegen.

Pfeil mit lautdröhnender Stimme:

„Herr Vorsitzender, jetzt bitte ich darum, mich abführen zu lassen, ich kann dies hier nicht länger ertragen."

Vorsitzender sehr streng:

„Darüber entscheide ich und nicht Sie."

Staatsanwalt ganz ruhig und überlegen:

„Bevor Sie abgeführt werden, bitte ich Sie mir einmal auf Ihrer Zigarettendose hier Ihr eigenes Familienwappen zeigen zu wollen."

Der Staatsanwalt erhob sich rasch, ging zur Anklagebank hinüber und legte Willy von Pfeil seine Zigarettendose vor.

Mit unsicheren Händen nahm er seine Dose entgegen und wies auf sein Wappen.

Der Staatsanwalt wandte sich schmunzelnd dem Vorsitzenden zu:

„Herr Vorsitzender, ich habe nämlich eine sehr interessante und wichtige Entdeckung gemacht, darum war es auch notwendig, an die Zeugin diese scheinbar nicht zur Sache gehörenden Fragen zu richten. Die Aussagen der Zeugin und ebenso die des Angeklagten sind falsch! Das Wappen des Angeklagten, „von Lerchenau" nämlich auf seiner Zigarettendose, welches er mir eben selbst gezeigt hat, ist dasselbe Wappen wie in dem Siegelring der Zeugin Käthe Füßli! Dies wußte ich aber bereits! Fräulein Füßli muß daher den Ring von dem Angeklagten erhalten haben. Der ermordete Mister Kean wiederum hat sich laut Zeugenaussagen auch für Fräulein Füßli interessiert. Es ist im Grunde völlig gleichgültig, ob der Angeklagte die Tat aus Eifersucht auf Fräulein Marietta oder auf die Zeugin Füßli begangen hat. Die Hauptsache ist, zu beweisen, daß die Tat vorsätzlich geschah und daher Mord ist! Meine jetzige Feststellung beweist einwandfrei die völlige Unglaubwürdigkeit des Angeklagten, also auch die Unglaubwürdigkeit seiner phantastischen Erzählung von der früheren Bekanntschaft mit dem von ihm erschossenen Amerikaner. Ich werde dies in meiner späteren Begründung der Anklage noch ganz genau ausführen."

Der Staatsanwalt trat wieder zu Willy von Pfeil. Er hielt ihm jetzt einen Ring, der an einem Rosenkranz befestigt war, vor die Augen.

Willy von Pfeil hatte sich ganz langsam, wie von einer unsichtbaren Kraft emporgezogen, erhoben, starr blickte er auf den Ring in der Hand des Staatsanwaltes.

„Na, Angeklagter, erkennen Sie Ihren Ring?"

„Ja!" sagte Willy von Pfeil mit tonloser Stimme. „Den kenne ich!" Er war blaß geworden, und seine Blicke hingen unverwandt an dem Ring, dann lösten sie sich langsam los und wanderten zu Käthe Füßli hinüber. Er blickte sie an wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Aber auch Käthe Füßli war unwillkürlich auf Zehenspitzen einige Schritte nähergetreten.

Sie faßte Pfeils Antwort nicht. Wieso wollte er ihren Talisman kennen . . . das Erbstück der Mutter? Er mußte sich irren!

Das Publikum in den rückwärtigen Reihen hatte sich ebenfalls erhoben, und sogar die Berichterstatter vergaßen zu schreiben.

„Wollen Sie jetzt noch immer behaupten, der Zeugin den Ring nicht geschenkt zu haben?", durchschnitt die scharfe Stimme des Staatsanwaltes die lastende Stille. Pfeil starrte noch immer Käthe Füßli an.

„Ja! Ich habe ihn ihr nicht geschenkt!"

Der Staatsanwalt wurde ungeduldig.

„Dann hat ihn vielleicht Fräulein Füßli gestohlen, oder wie soll man sich das erklären?"

Willy von Pfeil fuhr sich mehrere Male über die Augen und über die Stirn, als wolle er sich Gewißheit verschaffen, daß er wache und dies nicht nur alles träumte:

„Nein!" sagte er jetzt, und noch einmal: „Nein! Dies ist zwar mein Ring, aber ich habe ihn zu einer Zeit verschenkt, als Fräulein Käthe Füßli noch gar nicht geboren sein konnte!" Er sprach sehr leise, beinahe flüsternd.

Nach diesen Worten brach Käthe plötzlich ohnmächtig zusammen.

Ehe noch irgend jemand zuspringen konnte, geschah jetzt etwas, was man vor dem Schwurgericht noch kaum erlebt hatte.

Der Angeklagte, Willy von Pfeil, sprang mit einem Satz, bevor der Justizsoldat ihn daran hindern konnte, über die Barriere der Anklagebank, hob die ohnmächtige Käthe auf und sah ihr starr in das bleiche Gesicht mit den geschlossenen Augen, die sich eben leise zitternd wieder zu öffnen begannen. Die Blicke der beiden verschmolzen und blieben ineinander haften.

Da flüsterte Willy von Pfeil, nur für Käthe hörbar: „Ja . . . jetzt erkenne ich dich auch, mein Kind!"

Ganz langsam und zärtlich ließ er sie wieder auf den Stuhl gleiten, den Justizsoldaten, der ihn am Arm nehmen wollte, wehrte er höflich ab:

„Herr Vorsitzender", sprach er mit bewegter, aber lauttönender Stimme, „es ist plötzlich durch den Herrn Staatsanwalt ein so ungeheures Ereignis in mein Leben getreten, das mich zwingt, mein Schweigen zu brechen. Ich will sprechen und alles erklären. Vorher aber bitte ich, mir Gelegenheit geben zu wollen, mit Fräulein Käthe Füßli unter vier Augen, oder auch in Gegenwart des Gerichtshofes, aber nicht vor der Oeffentlichkeit einige Worte sprechen zu dürfen. Das Gericht, aber auch der Herr Staatsanwalt werden dann einsehen müssen, daß ich doch kein Mörder bin, trotzdem ich Mister Kean erschossen habe. Jetzt will ich freigesprochen werden, denn ich habe eine heilige Aufgabe für mein weiteres Leben."

Nach diesen Worten ließ sich Willy von Pfeil ruhig in die Anklagebank führen.

Die Aufregung aller im Saale war kaum zu beschreiben, trotzdem eigentlich niemand sicher wußte, was sich abgespielt hatte. Alle jedoch ahnten, daß der Prozeß plötzlich eine vollkommen neue, unerwartete Wendung genommen hatte. Die erwartete Sensation war also tatsächlich nicht ausgeblieben und hieß . . . Käthe Füßli!

Wie das allerdings mit dem Mord an dem Amerikaner MacKean zusammenhängen sollte, verstand niemand, weder die Zuhörer, noch die Schöffen auf der Geschworenenbank, noch der Vorsitzende, am wenigsten aber der Staatsanwalt.

Der Vorsitzende beriet sich mit den Beisitzern. Sodann verkündete er einen Beschluß des Gerichtes:

„Der Bitte des Angeklagten wird Folge gegeben. Ich schließe für die Dauer der Unterredung zwischen dem Angeklagten und der Zeugin die Oeffentlichkeit aus. Der Saal ist zu räumen!"

In dem Zeugenzimmer saß, zwischen Degenhardt und Peter Stohansl, Marietta!

Es war aber eine ganz andere Marietta als früher. Mit blassem Gesicht, aus dem jedes Leben gewichen schien, starrte sie mit ausdruckslosen Blicken vor sich hin. Sie schien plötzlich um Jahre gealtert, ein müder Zug lag um ihren Mund, dessen Lippen sie fest aufeinanderpreßte, um ihre Qual nicht laut herauszuschreien. Auch ihre Tränen waren versiegt, ihr Schmerz war zu groß, denn eine innere, herrliche Welt, die Welt ihrer Liebe, war jäh zusammengebrochen. Fassen konnte sie dies zwar nicht, aber auch nicht mehr daran zweifeln, daß ihr Geliebter sie schmählich getäuscht und betrogen hatte. Seine Stimme hatte zwar ihr gehört, aber seine tiefe Liebe der anderen, während sie selbst zu ihm wie zu einem Gott aufgeblickt hatte.

Sie hatte, nachdem sie aus dem Saal gewankt war, Degenhardt und Peter Stohansl nur einige Worte zugeflüstert:

„Pfeil ist ein Schuft, denn der Ring ist von ihm!" Und keine Silbe mehr, soviel auch Degenhardt und Stohansl sie zu reden baten. Peter Stohansl schoß bei diesen Worten das Blut in den Kopf:

„Und das glaubst du?" fuhr er sie an. „Das kannst du glauben? . . . Und du willst ihn lieben? . . . Mizzerl!" Peter Stohansl nahm ihre Hand zwischen seine beiden Hände. „Mizzerl, i bitt' dich, schau mich doch amal an." Wenn Peter Stohansl sich aufregte, sprach er stets stark den heimatlichen Dialekt. Marietta überließ ihm zwar ihre Hand, starrte aber noch immer aus ihrem maskenhaften Gesicht mit brennenden Augen zu Boden.

„Und wann der Staatsanwalt den Beweis dafür auf den Tisch legt", fuhr Stohansl in höchster Aufregung fort, „. . . und wann sich selbst so dalkerte Zeugen finden, die schwören wollten, daß der Pfeil mit der Käthe . . . ja, wann der Pfeil es selber zugeben würde, selbst dann . . ., hörst es, Mizzerl . . ., selbst dann sag' i dir . . . 's ist net wahr. 's ist net wahr, daß er mit der Kätherl was g'habt hat . . . selbst dann net!"

Stohansl drückte, knetete und streichelte, während er sprach, ununterbrochen Mariettas Hand.

„Peter, du tust mir ja weh", seufzte Marietta und zog ihre Hand zurück, „du bist eben ein Kind, ein Idealist, du weißt nichts vom wirklichen Leben . . . oder, am Ende bist auch du in diese Füßli verliebt?!"

Peter Stohansl wurde abermals rot:

„Dös g'hört net daher! . . . Aber ich kenne Pfeil, und i will net Peter Stohansl heißen, wann der Pfeil so aner Gemeinheit fähig wäre und . . ." er stockte, „und — und — wanns du's wissen willst . . ., heut muß ich's ja eh vor Gericht sagen, . . . i bin net verliebt, aber ich liebe die Käthe über alles, wenn's auch von mir nix wissen will. Ja, wann du wußtest . . .", doch da stockte er, den nachgerade hatte er sagen wollen: Pfeil hat mich doch selber mit dem Kätherl verlobt, wei i mi net g'traut hab', in seinem eigenen Haus hat unser Verlobungsessen stattgefunden, und er wollte auch unser Trauzeuge sein. Ja, er wollte! — dachte Peter Stohansl traurig. Ja, aber dann hätte er jetzt fortsetzen müssen: und eine knappe Viertelstunde später hat Käthe gesagt: Ich kann nicht, ich schäme mich, es ist etwas in meinem Leben! Und das, nein, das wollte und konnte Peter Stohansl Marietta gegenüber nicht über die Lippen bringen! Es ist etwas in ihrem Leben, aber Willy von Pfeil ist es bestimmt nicht, dafür legte Peter Stohansl beide Hände ins Feuer.

Marietta aber dachte nur immer dasselbe, und ihre Lippen bewegten sich flüsternd:

„Nicht einmal seinen wahren Namen hat er mir gesagt . . . nicht einmal seinen Namen!"

„Weil er net eitel is", fuhr Stohansl sie an, „weil er kan Tratsch mag, weil er a so seltener Kerl is, wie es kan zweiten gibt! Und du läßt dich an ihm irre machen."

Marietta stöhnte:

„Und sie, diese Käthe, wird sie jetzt drinnen im Saal zugeben müssen, daß der Ring von ihm ist? Und was wird sie außerdem noch alles zugeben müssen?"

Stohansl brauste auf:

„Schäm dich, Marietta, du beleidigst ja nur dich, wenn du so etwas glaubst."

Da wurde die Tür zum Zeugenzimmer aufgerissen, und ein befreundeter, sehr aufgeregter Zeitungsberichterstatter stürzte herein:

„Sie ist ohnmächtig geworden, und Pfeil ist über die Anklagebank gesprungen . . . eine tolle Sache . . . jetzt hat der Vorsitzende sogar die Oeffentlichkeit ausgeschlossen!"

Degenhardt, Stohansl und Marietta blickten den Mann vollkommen verständnislos an:

„Was heißt das, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen?" fragte mit zitternden Lippen Marietta."

Der Herr von der Zeitung übersah die Zeichen, die ihm Degenhardt machte:

„Ja", fuhr er fort, „die Oeffentlichkeit wird eigentlich nur dann ausgeschlossen, wenn die Sittlichkeit gefährdet ist."

Bei diesen Worten sprang Stohansl auf ihn los:

„Noch ein Wort und ich schlag Sie nieder!" Er schüttelte beide Fäuste unter der Nase des Erschrockenen.

Marietta schrie auf, dann lachte sie gellend:

„Die Sittlichkeit gefährdet! Na, Peter, da hast du deine saubere Käthe und deinen „verehrten Mordskerl Willy von Pfeil. Pfui Teufel! . . . Pfui Teufel!" Ihre weiteren Worte gingen in einem krampfhaften Schluchzen unter, von dem sie geschüttelt wurde.

„Ich sag dir's noch amol . . . glaub's net . . . i kann's net glauben", stieß Stohansl keuchend hervor, „'s ist ganz unmöglich!"

Degenhardt nahm liebevoll Mariettas Arm:

„Ich bitte dich, Marietta, beruhige dich, jetzt werden wir ja sehr bald alles wissen."

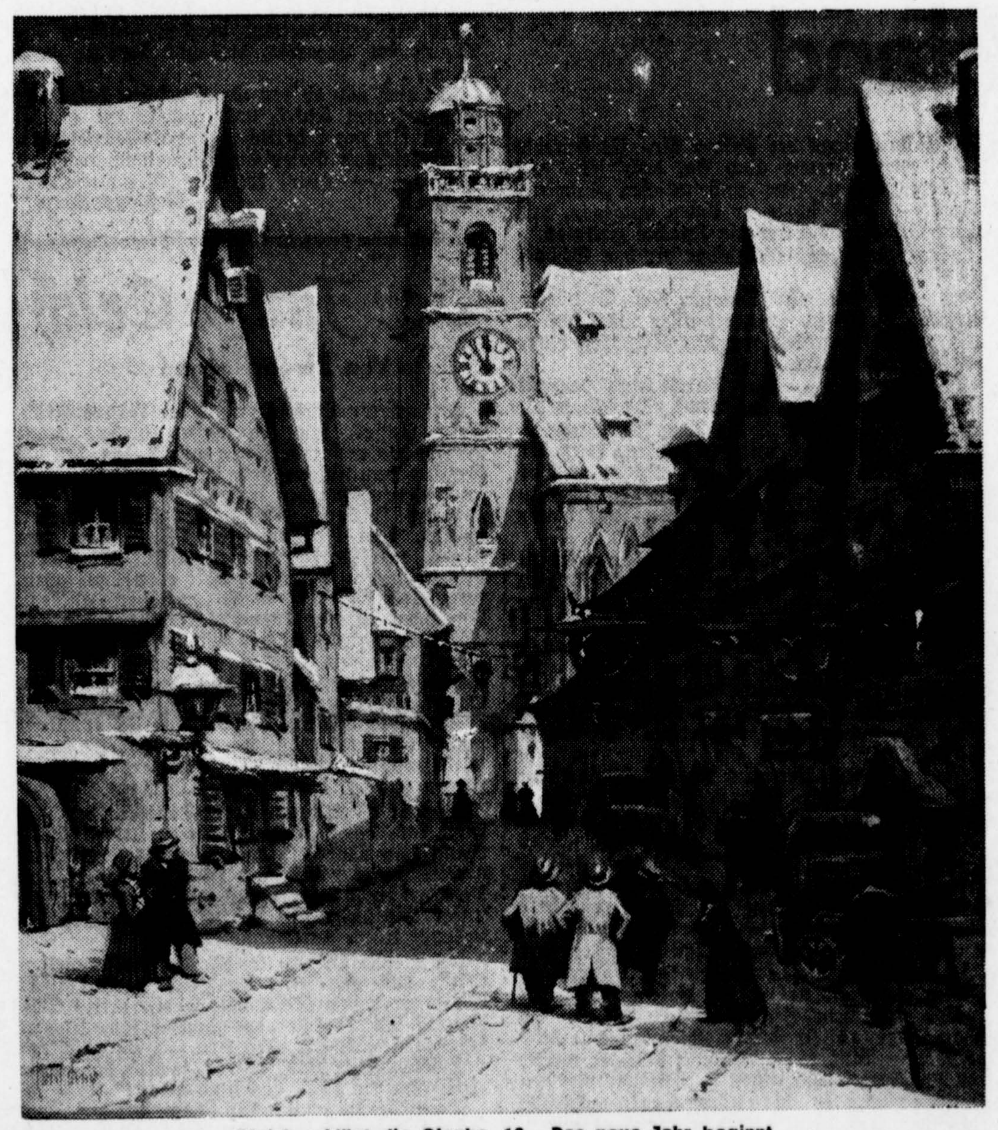
„Ich weiß genug . . . ich will nichts mehr wissen . . . vom ganzen Leben will ich nichts mehr wissen." Sie riß sich von Degenhardt los und rannte wie von Furien gehetzt aus dem Zimmer, bahnte sich einen Weg durch die neugierige Menge, die die Gänge füllte, verließ, als ob sie auf der Flucht vor etwas Grauenhaftem wäre, das Gerichtsgebäude, sprang in ihren Wagen und raste davon, nur von dem einen Gedanken erfüllt: Genug! Nichts mehr hören und auch nichts mehr sehen!

In dem Schwurgerichtssaal sagte inzwischen der Angeklagte, Willy von Pfeil, mit zuckenden Lippen, während Käthe Füßli mit weitaufgerissenen Augen an seinem Mund hing:

„Herr Vorsitzender, ich habe diesen Ring im Jahre 1914, einen Tag bevor ich ins Feld ging, der einzigen Frau, die ich damals liebte, geschenkt.

Sie erwartete von mir ein Kind, was ich aber erst viel später erfahren habe, sonst hätte ich mich sofort mit ihr trauen lassen. Ein Brief von ihr, in dem sie mir alles mitteilte, wurde von jenem Mann, den ich erschossen habe, aus Rache gegen mich unterschlagen. Aber bitte, dies war nicht der Grund für meine Tat!

(Fortsetzung folgt)



Gleich schlägt die Glocke 12. Das neue Jahr beginnt
(Erich Kux / Bavaria-Verlag)

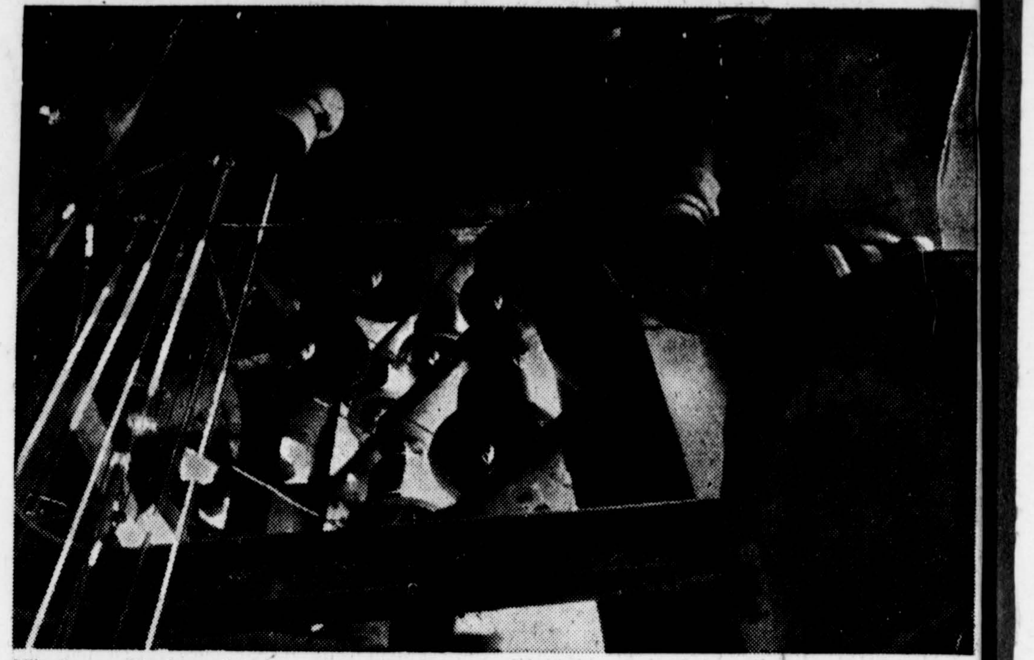
Glocken über der Stadt

Die Zeit, sie kommt — die Zeit, sie geht

Wie oft geschieht es, daß dich, wenn du müde, abgearbeitet, vielleicht sogar verzagt durch die Straßen der abendlichen Stadt gehst, wenn dich das Heute wie eine schwere Last drückt und das Morgen sich wie etwas Unüberwindliches vor dir aufrichtet, wenn dich alles reizt, die vielen Menschen, die Ungeduld der Autohupen, die eintönigen Rufe der Zeitungsverkäufer, wenn dir alles zuwider und du dir selber nicht recht bist, wie oft geschieht dies, daß lange, tiefe Töne wie weiche Schleier niedersteigen und alles die ganze laute Stadt und auch dein unruhvolles Herz in Frieden und Feier hüllen! Das sind die Glocken, die schon zu Menschen gesprochen haben, als du noch nicht warst, und die noch reden werden, wenn du nicht mehr bist.

Glocken über der Stadt, ihr Stundenzähler großer oder kleiner Zeiten, ihr heimlichen Wohltäter, die ihr immer da seid, und die man fast niemals sieht! Hinter und über den Uhren der hohen Türme hängt ihr und schweigt wie die Einsamkeit des Weisen, bis ihr zum Reden aufgerufen werdet und den Menschen in den Straßen und Gassen, in Zimmern und Kammern ans Herz greift, ob sie wollen oder nicht.

Münchener Glockenspiel: Schwer bewaffnet rennt er auf den Gegner



Münchener Glockenspiel am Rathaus: Blick ins Spielwerk — Bilder (4) Bavaria-Verlag

Ihr laßt den Tag verklingen und kündet den neuen Morgen, ihr stimmt das Hochzeitslied an und sprecht das Grabgebet, ihr ruft zum Sturm, zum Krieg, zum Kampf, ihr gellt den Notschrei in die Nacht bei Feuersglut und Wassernot, ihr kündet den Frieden und feiert Sieg. Geschichte raunt und geistert in euerm Gestühl — ihr schweigt.

Wer zu euch will, soll leise sein, denn ihr seid tönende Wesen, in eurer Bronze zittert und schwingt das Schicksal. Es war in München, als ich mit einem Freunde zum Rathausturm hinaufstieg. Ein langer Weg, viel länger, als man von unten meint. Und nun dies Wunderwerk! Durch die Turmfenster streicht der Wind, in dem man die Luft der Berge zu schmecken meint, stößt gegen die Glockenränder und läßt sie leise erschauern. Leise und bunt klingt es auf, anschwellend, verwehend. Da plötzlich ein Knacken, ein Bewegen von irgendwoher. Die Klöppel werden zu lebendigen Armen und lassen das Erz dröhnend erschüttern. Man kann keine Melodie erkennen, es ist wie eine übermächtige, donnernde Brandung, Dröhnen und Schlag und Schlag und Dröhnen.

Drunten auf der Straße, winzig klein, stehen die Menschen, und einige scheinen in einem Buch zu studieren, vermutlich in Bädeker, in dem das Glockenspiel einen Stern hat. Ihre Aufmerksamkeit gilt offenbar mehr den ritterlichen Gestalten, die in steifer Vornehmheit ihren Umzug halten, als dem Spiel der Glocken. Und so wie heute stehen an jedem Tage und bei jedem Wetter Menschen da, um dieses Bild von sagengrauer Romantik und technischer Kunstfertigkeit zu bewundern. Das Glockenspiel des Münchener Rathauses ist weltbekannt und wurde sogar in das Lied vom „Domisl" aufgenommen. Neue Zeit, umwittert vom Geist der Vergangenheit!

Es ist schon zu verstehen, daß die Türmer in alten Zeiten trotz ihrer Einsamkeit wissende Menschen waren. Sie wohnten der Ewigkeit näher und maßen die Welt mit dem Klang ihrer Glocken. Der Türmer ist ausgestorben. Die Technik kletterte auch auf die Türme und ließ ihn, wie es in alten Urkunden heißt, „nicht mehr vonnöten sein"; aber wenn die Elektrizität auch die Kraft seines Armes ersetzte, die Glocken sind geblieben, und die Weisheit einer anderen Welt, die sie mahnend und tröstend in die Unrast unserer Tage sprechen.

Gustav Christian Rassy

Münchener Glockenspiel: Ritter im Turnier

Münchener Glockenspiel: Mittelalterliche Figuren

Die offene Hand

Am Sonnabend war Vater Greulich, nachdem er für August, seinen Sohn, der im Felde stand, die Ernte verkauft hatte, auf der Landwirtschaftlichen Bank gewesen und ließ sich einen Kontoauszug geben. Es war ein hübsches Sümmchen, das ihm da entgegenlachte, und weil es seinem Stolz schmeichelte, daß August auch nicht mehr herausgewirtschaftet hätte, lächelte Vater Greulich.

In diesem Augenblick trat ein Mann, der es beobachtet haben mochte, auf ihn zu, grüßte und schwenkte eine Sammelbüchse. „Eine kleine Spende für die Verwundeten! . . ."

Vater Greulich schüttelte den Kopf. — „Nein, ich gebe daheim", sagte er und winkte abwehrend mit dem Kontoauszug. „Oder vielmehr, meine Alte gibt, ich kümmere mich nicht darum."

Damit ließ er den Mann, der ihn ja nur an die Pflicht, der wir alle dienen, erinnern wollte, stehen und betrat ein Schokoladengeschäft. Vorhin, als er den Kontoauszug betrachtete und diese Süßigkeit auf der Zunge spürte, war ihm eingefallen, für den kleinen Johann, seinen Enkel, etwas zur Feier des Tages mitzubringen . . .

Es war schon dunkel, als Vater Greulich heimwärts schritt, den Stock fest aufstampfend. Ungefähr bei den Kotitzer Pappeln, wo sich die Kinder im Finstern fürchteten und es immer ein wenig unheimlich geblieben ist, hörte Vater Greulich eilige Schritte hinter sich. Unwillkürlich faßte er den Stock fester, aber da war niemand als die menschenleere Straße und auf den nebelverhüllten Feldern die Stille der Nacht.

Kurz darauf vernahm er die Geräusche nochmals, und es war ihm, als kämen sie von vielen Schritten. Als er sich wandte, erblickte er wiederum nichts als die schmalen Schatten der Pappeln und hörte das knisternde Rascheln ihrer unruhigen Blätter.

„Deubel nochmal!" schrie er zornig und hieb, um sich Mut zu machen, den Stock durch die Luft.

Ein zweites Mal wollte er sich nicht narren lassen, übersprang den Graben und ging vorsichtshalber längs der Felder hin. Es dauerte nicht lange, kamen auch da, doch jetzt auf weichem Boden, jene unheimlichen Schritte. „Kerl — steh!" schrie er ihnen entgegen, mit einer Stimme, vor der die Knechte zitterten.

„Steh, Kerl, oder ich schlage dir den Schädel ein!"

Es war wie ein Marsch von Soldatenstiefeln . . . Jetzt, jetzt, in aller Deutlichkeit, und mitten daraus klang das Klappern einer geschüttelten Büchse.

Er blieb stehen, ohne Furcht und dennoch ganz machtlos vor diesem Spuk. Da sah er die Umrisse einer Gestalt, die ihm die Sammelbüchse hinhielt, doch mit der Linken, denn der andere Aermel hing leer nach unten; es war ein Uniformärmel, auf dem man deutlich vertrocknete Blutflecke erkannte. Da sank Vater Greulich in die Knie . . .

Wie er heimkam, wußte er später nicht zu sagen, nur daß es ihm gewesen wäre, als habe ihn dieser leere Uniformärmel geführt, ohne daß er den Menschen gewahren konnte, der ihn begleitete. Auch der Doktor, den die Frauen anderntags holten, stellte keinen Schaden fest, nur eine gewisse Schwäche in der rechten Hand. Es war, als sei sie verkrampft, und Vater Greulich konnte sie nicht ohne Schmerzen öffnen.

Einige Tage später brachte der Postbote einen Feldpostbrief von August. Vater Greulich mußte sich setzen, so elend fühlte er sich plötzlich.

Sie hätten schwere Tage hinter sich, schrieb August, und am letzten Sonnabend sei es besonders toll gewesen, da hätte es ihn auch erwischt. Sie befanden sich schon außerhalb eines brennenden Dorfes, als er in der Rechten einen reißenden Krampf verspürte, daß er das Gewehr, um es nicht fallen zu lassen, schnell in die andere Hand nahm. In diesem Augenblick krachte aus dem Hinterhalt ein Schuß, und schon habe er in der Rechten einen Stoß gefühlt — Blut rann daraus. Aber er mußte ins Lazarett laufen, etwa so weit wie von den Kotitzer Pappeln bis nach Hause. „Höchste Zeit, daß Sie kommen!" habe der Arzt gesagt, aber es war ein Streifschuß, und August konnte von Glück sagen, daß er die Hand geöffnet hielt, als ihn das Geschoß traf, andernfalls wäre sie zerschmettert worden. — Nun lag August im Lazarett, vielleicht kam er bald heim . . .

Da rief, als er den Brief gelesen hatte, der Bauer seinen Enkel, und gemeinsam gingen sie, Schritt um Schrittchen, zur Volkswohlfahrt. Dort zeichnete Vater Greulich einen größeren Betrag. „— aber für die Verwundeten!" sagte er.

Bernhard Faust

Der Junge Erich

Von Swen Roland

In unserer Straße wohnt der Junge Erich. Sein blasses, fast krankhaftes Gesicht trägt ständig den melancholischen müden Zug, den die Großen bemitleiden und seinesgleichen stumm an ihm vorübergehen lassen. Wenn die anderen Knaben spielen, oder auf ihren Rädern fahren, steht Erich abseits. Sie mögen den stillen, wortkargen Jungen nicht. Er ist so unverständlich, wenn er, statt etwas zu sagen, nur seine Augen fragend zu ihnen aufhebt. In ihnen ist eine bewußte Abwehr gegen das „Besondere" und „Besser sein wollende". Erich aber, der nichts sehnlicher wünschte, als Kameradschaft und Spiele unter den andern, wurde mit jedem Jahr stiller. Mit zwölf Jahren war er gereift und wußte sich ernsthaft mit den Erwachsenen zu unterhalten. Er lachte selten, und auch dann noch schimmerte in seinen Augen ein seltsam gequältes Leuchten.

So war es, als man eines Tages in der Zeitung las, daß der zwölfjährige Junge Erich Runge ein Mädchen vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte. Als man schon befürchtete, das Mädchen nicht mehr retten zu können, hatte er, unter Einsatz seines Lebens, den Versuch der Lebensrettung unternommen.

Als Erichs Lehrer ihn vor der versammelten Klasse lobt und seine Tapferkeit preist, mischt sich unter dessen Gesichtsblässe ein zartes Rot, das bis hinauf unter das Haar steigt. Und er heftet seine Augen groß und seltsam leuchtend auf den Lehrer und sagt leise, aber bestimmt: „Ein anderer hätte das auch getan!"

Dann begibt er sich auf seinen Platz.

In der darauf folgenden Pause ist Erich von den anderen Jungen umringt. Da zwängt sich Martin Söhlmann durch die Menge und stellt sich dicht vor Erich auf. Seine rechte Hand legt er auf des anderen Schulter und lächelt ihn an. Erich denkt daran, daß gerade Martin immer über ihn gespottet und ihn ein „Bleichgesicht" genannt hat. Martin sagt: „Das hast du knorke gemacht, vorhin das zum Pauker! Willst du mein Freund sein?"

Erich schlägt in die dargebotene Hand ein und sagt sehr langsam: „Mußte erst das geschehen, ehe du mich anerkanntest?"

„Ja, Erich! Wir haben dich für einen Abseitigen gehalten, für einen Waschlappen. Wir brauchen aber nur Jungens!"

Als der Lehrer wieder ins Klassenzimmer tritt, findet er eine feste Kameradschaft. Und er beginnt über „Die Bürgschaft" zu sprechen. Um Erichs Lippen spielt ein frohes Lächeln, und in seinen Augen ist ein inniges Sichbekennen, wie es nur der Geist der aufrichtigen Kameradschaft und der Wille zur Tat hervorbringen kann.

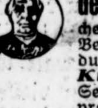
Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt GmbH.**, Paderborn. Verlagsdirektor: **Albert Paul.** Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Hans Grohmann**; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger**; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil: **Georg Voigt**, sämtlich in Paderborn. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

NEULAND
Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Auskunft kostenlos. Neuland-Brief-Bund Herne R Fach 15

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille. Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs) Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 11

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat

arbeit. o. Strom, o. Batterie Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str. 21


Die Unregelmäßigkeit des Stuhlgangs ist die Ursache vieler Krankheiten. Beseitig. Sie das Uebel durch Gebrauch von Kneipp-Pillen! Seit Jahrzehnten erprobt u. bewährt, sind die a. reinen Pflanzenstoffen hergestellten Kneipp-Pillen mild und sicher abführend und völlig reizlos. 50 Kneipp-Pillen nur RM 1.– in allen Apotheken. Kneippkur-Wegweiser kostenlos durch Kneippmittel-Zentrale Würzburg.